Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Am Grabe Albert Bürklins.

Man schrieb den 10. Juli 1890, ein trüber, regnerischer Tag war's, aber man vermißt die Sonne nicht, wenn man an einem offenen Grabe steht. Bei der Leichenhalle des neuen Friedhofs zu Karlsruhe hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden, alle Stände waren vertreten vom hohen Beamten bis zum einfachen Bahnwärter herab, viele Herren trugen prächtige Kränze und Palmenzweige in den Händen; vor allem aber haftete der Blick der Vorübergehenden auf einer Schar von Knaben, die, völlig gleich in blaue Tuchanzüge gekleidet, sich als Zöglinge irgend einer Anstalt verrieten. Wie die frischen Gesichter heute so ernst und traurig darein blickten! Und dann wurde ein Sarg dahergetragen, und ein langer Zug setzte sich zu einem frisch ausgeworfenen Grabe in Bewegung; nicht lange, und man hörte jenes schaurige Rollen, das schon so manches Menschenherz wie mit Messerschärfe durchschnitten; der Sarg wurde hinabgesenkt, Kränze und Palmen folgten ihm, auch kleine Blumensträuße aus der Hand der Knaben; dann das furchtbare trostlose Wort aus dem Munde des Predigers:

„Und nun lasset uns der Erde
wiedergeben,
Was von ihr genommen ist!"

Dumpf fielen die Schollen auf den Sarg. Ein kurzes stilles Gebet, ein letzter Blick, und die Leidtragenden zerstreuten sich.

Der Totengräber hatte seine Arbeit gethan, ein niedriger Hügel erhob sich auf dem Grabe. Es ging gegen Abend, die Sonne war doch noch einmal aus den Wolken hervorgebrochen, und ihr goldener Schein überflog die dunklen Cypressen und weißschimmernden Marmorkreuze des Friedhofs. Da nahten sich dem Grabhügel zwei Männer; den einen, lang, schmächtig, schwarz gekleidet, hätte man schon am Morgen unter den Leidtragenden bemerken können, der andere, durch einen Stelzfuß und eine Botentasche ausgezeichnet, ein rüstiger Alter mit offenen, freundlichen Zügen und kurzem, fast weißen Backenbart, machte ganz den Eindruck, als ob er eben von der Reise komme; seine Schuhe, Pardon, sein Schuh war beschmutzt, sein einfacher grauer Rock zerdrückt. Die beiden Männer traten zu dem Grabe; keiner sagte ein Wort, lange, lange standen sie still mit gefalteten Händen da, und ihre Augen wurden immer trüber, nun perlten gar ein paar silberglänzende Thränen ihre Wangen hinab. Die Sonne war längst wieder hinter den Wolken verschwunden, die ersten Schatten der Dämmerung breiteten sich über den Friedhof aus, da erwachten die Männer endlich aus ihrem schweren Sinnen, sie reichten sich die Hände und drückten sie sich.

Albert Bürklin.

„Wir haben viel verloren, Hinkender!"

„Will's meinen, Kanzleirat!"

Die beiden Freunde schauten sich lange und innig in die Augen. Dann frug der Hinkende: „Das Begräbnis war wohl großartig?"

„Wie zu erwarten! Aus der Stadt und von auswärts alle guten Freunde und Bekannten, die Herren vom Verwaltungsrat des Lahrer Reichswaisenhauses und, nicht zu vergessen, auch vierundzwanzig Zöglinge desselben. Ihr hättet sehen sollen, was die Büblein für betrübte Gesichter machten, grad als ob ihnen der Vater gestorben wäre —"

„'s ist auch beinahe so!" meinte der Hinkende. „Wir wären nimmer so weit gekommen, wie wir jetzt sind, wenn der Mann nicht gewesen wäre, der jetzt hier ausruht von seinem reichen, segensvollen Tagewerke. Eure Cigarrenabschnitte hätten's nicht gethan, Kanzleirat, und — ich muß es Euch nur sagen, wenn Ihr's nicht schon wißt: Der tote Mann hier war's eigentlich, der die ganze Sache in Gang brachte, er war's, der mir die rührende »Geschichte einer Waise« schrieb, die so kräftig an alle deutschen Herzen pochte. — Und was hat er nicht noch sonst für mich geschrieben! Wenn ich etwas wollte, das von Herzen kommen und zu Herzen gehen sollte, und mein alter Kopf zu dumm war, da wandte ich mich an ihn."

„Hab's mir wohl gedacht, Hinkender; er war's auch, der für das, was ich alter Subalternbeamter auf dem Herzen hatte, stets das richtige Wort fand, der für mich und meinesgleichen seine mächtige Stimme erhob, um uns bessere Lebensbedingungen zu erkämpfen in der schweren Zeit, in der wir geboren sind, er war's, der nimmer müde wurde in Eurem und meinem Namen daran zu erinnern, daß wir Deutschen vom Belt droben bis zum Alpenfuß eines Stammes und Blutes sind und zusammenhalten müßten, und dann, daß die Treue zu Kaiser und Reich über alles gehe, über Glauben und Partei und was sonst noch die Herzen trennt —"

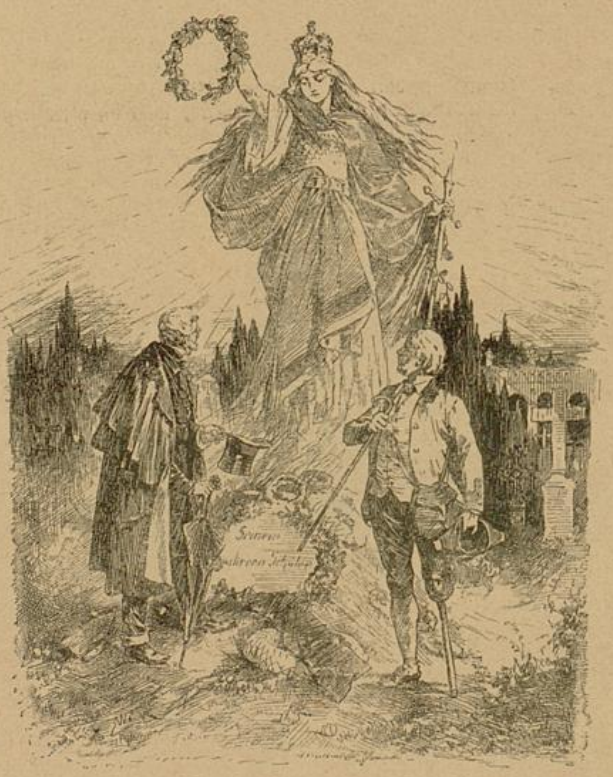
„Ja, ein herrlicher Mann war's," hub der Hinkende wieder an, „ein edler, guter Mensch, ein klarer Kopf, ein hilfsbereiter Freund. Gedenkt Ihr noch des schönen Pfingstmorgens im Jahre 1885, als er freudestrahlenden Auges auf der Terrasse des Reichswaisenhauses zu Lahr stand, die kleine Schar der Erstlinge betrachtend, denen der Segen seines kühnen Strebens zugute kommen sollte, den weihevollen Worten lauschend, mit denen das Altvaterhaus seiner Bestimmung übergeben, seine hohe Bedeutung gekennzeichnet wurde? Nie vergessen werde ich den Augenblick, in welchem er, damals schon ein Greis mit schneeigem Haar, mit langsamem, schwerringenden Atem, bei der nachfolgenden Festtafel sich erhob, mit zitternder Hand sein Glas ergriff und mit vor Rührung fast erstickten Worten all denen dankte, die zur Verwirklichung des von ihm so warm und eindringlich angeregten Gedankens beigetragen."

„Seine Selbstlosigkeit, ja, seine Selbstlosigkeit und Anspruchslosigkeit, Hinkender, war das Höchste an ihm. Wenn ich sehe, wie sich die Menschen sonst abrennen und plagen, ihren Namen in der Leute Mund zu bringen, wie sie sich in selbstgefälliger Eitelkeit vordrängen, damit man sie nur ja nicht übersehe, wie sie mit Hans und Franz, mit jedem beliebigen Zeitungsmenschen sich abgeben, nur damit ihr Name möglichst häufig auf dem gewalkten Lumpen erscheine und vielleicht so auf

die Nachwelt komme — wenn ich dies sehe, Hinkender, so muß ich den verstorbenen Herrn Oberingenieur ob seiner souveränen Verachtung des Zeitungsruhms beinahe bewundern — und doch, Hinkender, kann ich nicht unterlassen zu wünschen, daß er etwas weniger zurückhaltend gewesen wäre; denn seht, was unser Bürklin als Beamter, als Erbauer so vieler Eisenbahnen unseres badischen Heimatlandes, als Abgeordneter unserer zweiten Kammer u. s. w. leistete, das mag vergessen werden, das bringen andere am Ende auch fertig, obwohl getreue Pflichterfüllung aller Ehren wert ist — aber der Patriot Bürklin, der Volksschriftsteller Bürklin, der sollte nicht vergessen werden, der sollte auf die Nachwelt kommen — und wer kennt ihn im deutschen Vaterlande, wer hat außerhalb Badens seiner gedacht, als er starb?"

„Er wird nicht vergessen, verlaßt Euch darauf, Kanzleirat!" sagte der Hinkende mit lauter, fester Stimme. „Seht Euch einmal um!"

Und der Kanzleirat blickte sich um. Was er aber gesehen — es war inzwischen völlig dunkel geworden —, er hat's lange nicht erzählen wollen und schüttelt auch jetzt noch den Kopf, wenn man ihn darauf bringt. Der gute, ehrliche, nüchterne Kanzleirat ein Gespensterseher? Es ist unglaublich, aber dennoch — etwas muß an der Geschichte sein. „Es war mir wirklich," erzählt der Kanzleirat, „als wäre der Friedhof voll von menschlichen Gestalten — nein, es waren auch Tiere dabei; etwas schattenhaft erschienen sie mir alle, aber als ich sie scharf ins Auge faßte, kamen sie mir doch seltsam bekannt vor. Der alte Bauer da? Herrgott, das ist ja der Stesse-Marte von der Schillerfeier, und ja, da steht der Bahnwärter Martin — und der lebt doch noch! Da ist das »Kleeblatt«, das einst so frisch-fröhlich in den Krieg zog, und der Grenadier Joseph Huber, der vor Dijon gefallen, ist auch dabei. Der ehrliche Peter Pott hat sich eingefunden und selbst der Windhund, Herr Grünspan. Arm in Arm stehen etwas abseits von den übrigen Toni und Madlein, und der Holländer Maier schaut ihnen schmunzelnd zu. Wer zählte die Gestalten alle? Hoch und niedrig, reich und arm, Städter und Bauer, Geistliche und Laien waren gleichmäßig vertreten. Dann war's mir, als kämen sie näher und näher, und alle hatten plötzlich eine gar ernste Miene angenommen, und es schien mir, als trügen auch sie Blumensträußchen in den Händen, wie die Waisenknaben am Morgen. Selbst die Tiere brachten Blumen, der Uhu wie der Spatz, der Maulwurf wie der Frosch — kurz, es war eine ganz sonderbare Gesellschaft, und wer Bürklins Kalendergeschichten nicht gelesen, hätte weder Sinn noch Verstand in den Vorgang gebracht. In diesen aber sind sie alle zu finden, und nun ihr Herr und Meister, der sie zum Leben erweckt für alle Zeiten, der ihnen von seinem warmen Herzblute und von seinem klaren Geiste mitgegeben, schlafen gegangen, kamen sie, von ihm Abschied zu nehmen, um dann ihr Leben auf eigene Faust fortzusetzen. Der Hinkende und ich rührten uns nicht vom Platze, wir sahen, wie die Gestalten ihre Sträußchen niederlegten und dann wieder spurlos verschwanden. Da erschien noch jemand, bei dessen Anblick mir das Herz klopfte, ein alter freundlicher Herr in langem Überrock. Er legte einen Lorbeerkranz nieder, »Seinem wackern Schüler«, las ich darauf, und nun wußte ich, daß es der unvergeßliche Hebel war. Und zuletzt, Ihr mögt es glauben oder nicht, kam gar eine hehre Frauengestalt, wie ich sie einmal auf dem Niederwald, in Erz gegossen, gesehen, und ließ einen Eichenkranz fallen. —



„Meint Ihr noch, daß unser Bürklin vergessen werden wird?"

»Meint Ihr noch, daß unser Bürklin vergessen werden wird?« fragte plötzlich der Hinkende neben mir; ich war wie aus einem Traum erwacht. — »Nein, sicherlich nicht!« sprach ich dann voll Überzeugung. »Der Hebel und die Germania werden schon sorgen. Aber laßt uns jetzt gehen, Hinkender! Ihr müßt völlig erschöpft sein von der Reise und von der Aufregung.«"

Soweit der Kanzleirat. Wir wollen uns des Urteils über die Gespenstergeschichte enthalten; soviel aber ist sicher, daß am Abend des 10. Juli zwei Herren, von denen der eine einen Stelzfuß hatte, durch den Wächter des Friedhofs von Karlsruhe spät nach Thorschluß hinausgelassen wurden und daß sie dann in einem Gasthofe bei einer Flasche Markgräfler noch lange von dem Volksschriftsteller Albert Bürklin sprachen, der, am 1. April 1816 zu Offenburg im Badner Lande geboren, am 8. Juli 1890 zu Karlsruhe nach langen Leiden gestorben sei. R. I. P.

Ob frost'ger wird die Welt mit jedem Jahre,
Es giebt ein Heim, drin ew'ger Frühling blüht,
Dein ist's, wenn du fürs Schöne, Gute, Wahr:
Zum Treibhaus weihst das eigene Gemüt.

BLB Karlsruhe

Das Steinherz.

Auf der Eggerhöh', oder wie jetzt der schönere Name lautet, auf dem Friedenstein, hoch über der Traun, hauste vor Zeiten der Schlinsger Pauly, ein seltsamer Kauz. Er hatte klein angefangen und sich's sauer werden lassen in den ersten Jahren seines Ehestandes, wurde aber allmählich durch Umsicht und Betriebsamkeit wohlhabend, ja reich. Und das ging so zu: Hart am Schlinsgerhaus fällt gen Südwesten die Felswand jäh ab, und dort, unterhalb des sogenannten Marienbrünnleins, hatte der unternehmende Mann auf seinem Besitztum reiche Marmorbrüche entdeckt, die er alsbald regelrecht auszubeuten begann. Der schöne rote Stein, zu Altären, Säulen und Grabdenkmälern geeignet, fand sofort in der Nähe und mit der Zeit auch in weitern Kreisen bereitwillige Abnehmer. Manch blanker Gulden floß dem glücklichen Besitzer zu, und wenn er alle Unkosten berichtigt, die Arbeiter bezahlt, den Haushalt bestritten hatte, so behielt er immerhin am Ende des Jahres noch ein Sümmchen übrig. Doch änderte er deshalb an seiner Lebensweise wenig, sondern blieb einfach und schlicht, nüchtern und sparsam, ohne gerade ein Knauser zu sein. „Wenn wir einmal alt und steif geworden sind, lieber Schatz," sagte er wohl zu seiner wackern Frau, „dann wollen wir uns pflegen und unser Gut in Ruhe genießen, dann mögen die Kinder es mehren. Sie sollen eine sanftere Jugend haben als ich, und es weiter bringen auf Schulen, besonders die beiden Buben — Kopf haben sie, so klein sie noch sind." Und er tätschelte seine Lieblinge und sah mit Vaterstolz auf ihre ältere Schwester Walburga, oder abgekürzt Waly, hin, welche der Mutter fleißig zur Hand ging. So wuchs sein Wohlstand und mit demselben sein Ansehen in der Gemeinde und in der ganzen Gegend von Jahr zu Jahr.

Aber schwere Prüfungen standen ihm bevor. Seine beiden Söhnchen wurden fast gleichzeitig durch einen bösen Husten hingerafft und an einem und demselben Tage begraben. Das griff ihn mehr an, als er sich merken ließ. Er suchte den bittern Schmerz als Mann und Christ zu tragen und mit dem Dulder des alten Testaments zu sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! War ihm doch seine blühende Waly noch geblieben, und seine liebe Frau, und die Hoffnung. Da starb bei der Geburt eines toten Knäbleins auch sein treues Weib. Dieser unerwartete Schlag war zu viel für den armen Mann. Seine Buben dahin! und nun auch ihre Mutter, die Geliebte seiner Jugend, seine unermüdliche Gefährtin in den mühseligen und sorgenvollen Tagen, ehe sie sich so recht des Erworbenen hatte freuen können! Warum? weshalb? stöhnte er in seinem dumpfen Schmerz, und faßte es nicht. Wie ganz anders hatte er's mit ihr im Sinne gehabt! Jetzt waren die freundlichen Augen geschlossen, die fröhlichen Lippen verstummt, die fleißigen Hände gefaltet über der stillen Brust, und von all seinem Gute konnte er der geliebten Frau nichts mitgeben, als was der Ärmste bekommt, ein Leichenhemd und einen Sarg. — Doch: den prächtigsten Grabstein aus seinen Brüchen; aber das tröstete ihn wenig. Fast kam's wie Gewissensbisse über ihn, als habe er der Hingeschiedenen bei Lebzeiten nicht genug Liebes und Gutes gethan. Wozu noch arbeiten und sparen? Für sich selbst und Waly hatte er vollauf genug. Dennoch stürzte er sich gleich nach dem Begräbnisse mit neuem Eifer ins Geschäft, aus Gewohnheit und um sich zu betäuben.

Sein nun einziges Kind, ein bildschönes Mädchen, war beim Tode der Mutter erst sechzehnjährig, aber schon recht kräftig und verständig. Mit redlichem Willen trat sie an die Spitze des verwaisten Haushalts und füllte die Stelle der Verstorbenen nach bestem Wissen und Können aus. Den finstern und wortkargen Vater behandelte sie so behutsam wie ein rohes Ei, empfing ihn, wenn er müde und verdrossen heimkehrte, mit sanfter Freundlichkeit und suchte ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen, jede Aufregung, jeden unnötigen Ärger zu ersparen. Er ließ es sich schweigend gefallen, viel Dank in Worten erntete sie nicht. Innerlich aber empfand er ihr liebreiches Walten und Wesen mit großer Befriedigung, und solcher Trost daheim that ihm gerade in jener Zeit doppelt not.

Denn dräußen hatte er, vom glänzenden Gange des Geschäfts abgesehen, wenig Freude. Mit seinen lieben Nachbarn und Mitbürgern stand er nicht mehr auf dem alten freundschaftlichen Fuß. Wenn ein armer Kerl plötzlich reich wird, etwa durch eine unverhoffte Erbschaft oder Lotteriegewinn, so kommt's vor, daß er wie berauscht das ihm über Nacht ins Haus geschneite Geld gleichsam aus dem Fenster wirft und in der tollen Verschwendung nicht eher nachläßt, bis ihm der letzte Gulden entrollt ist. Dann zucken die Freunde zwar die Achseln, nennen ihn aber einen braven Kerl. Wer dagegen mit eisernem Fleiß allmählich etwas vor sich bringt, mit Selbstverleugnung jede unnütze Ausgabe vermeidet und den ersten kargen Überverdienst schont und spart, der behält leicht auch bei zunehmendem Wohlstand die altgewohnte Wertschätzung des Geldes bei; ein Gulden ist ihm noch immer gleich sechzig Kreuzern, und er weiß ganz genau, wieviel man dafür kaufen kann, wie schwer man oft dafür arbeiten muß. Er findet es fast unrecht, jedenfalls seltsam und unangenehm, daß die Welt auf Schritt und Tritt jetzt größere Ansprüche an seinen besser gefüllten Beutel macht, als früher. Zum Hergeben drängen läßt er sich nicht gerne; was er etwa thut, will er aus freien Stücken thun. Solch ein Mann giebt lieber aus eigenem Antrieb hundert Gulden auf einmal zu einem guten Zwecke, als ihrer zehn nach und nach auf das Sticheln guter Freunde hin: „Zahl ein paar Flaschen — du hast es dazu!", oder auf den vorwurfsvollen Blick eines bettelnden Strolchs, der mit einer Kupfermünze nicht zufrieden ist. Er prüft jede Rechnung, jede Forderung, und läßt sich jetzt ebensowenig übervorteilen, wie vordem. Mit einem Worte, er will über das, was er im Schweiße seines Angesichts erworben hat, nach eigenem verständigen Ermessen verfügen, und nicht bei jeder Gelegenheit nach fremdem Belieben gerupft und hinterher vielleicht noch dazu ausgelacht werden. So erging's dem wackern Pauly. Er gab seinen Arbeitern auf die Stunde willig ihren wohlverdienten Lohn. Er zahlte, wenn auch mit einigem Murren, die höher gestiegenen Steuern und Abgaben. Er kaufte keine Katze im Sack, blieb aber auch nichts schuldig. Er that im stillen den Armen Gutes, vielleicht nicht ganz soviel, als er nach seinen jetzigen Verhältnissen gekonnt und gesollt hätte. Damit meinte er allen seinen Verpflichtungen vollauf nachgekommen zu sein. Aber gewisse Leute, die längst mit Neid auf seinen wachsenden Reichtum blickten, waren anderer Ansicht. Was er für verständige Sparsamkeit hielt, das nannten sie Engherzigkeit, Knauserei, Geiz.

Ein anderes kam hinzu. Schon seit geraumer Zeit hatte Pauly, immer auf seinen Vorteil bedacht, für seine Marmorbrüche italienische Arbeiter herangezogen,

BLB Karlsruhe

die nicht nur äußerst geschickt und fleißig, sondern auch nüchtern und genügsam waren. Anfangs schien ihm das kein Mensch zu verargen. Aber es traten für andere Gewerbtreibende schlechte Zeiten ein, die Gelegenheit, zu verdienen, wurde seltener, viele kräftige einheimische Hände mußten feiern oder wandten sich, der ehrlichen Arbeit ermangelnd, dem Forstfrevel und der Wilddieberei zu. Die Jagdaufseher und Förster murrten, ihr Dienst war nie so anstrengend gewesen; die Ausschreitungen mehrten sich; es fehlte nicht an blutigen Zusammenstößen mit den verwegenen Wilderern; schon war ein Jagdgehilfe schwer verwundet und jüngst drüben am Chiemberger Joch ein Förster sogar erschossen worden. An all diesem Unheil gab man zum großen Teile dem Geizknochen Pauly Mitschuld. „Hätte er die verschmitzten Welschen daheimgelassen und statt ihrer Bozener und Terlaner Wein ins Land gebracht, es wär' gescheiter gewesen," meinte das Bergvolk. „Dann könnten unsere Leut' verdienen und sich einen guten Trunk gönnen, und ließen Wald und Wild in Ruh'. Freilich, vom bloßen Maisbrei leben wollen wir nicht, uns zu Tode abrackern für einen Hungerlohn thun wir nicht, aber was braucht's dem reichen Mann auf ein paar elende Kreuzer anzukommen? Er hat Kisten und Kasten voll." Unbeirrt durch den übertriebenen Tadel, der ihm nicht ganz verborgen blieb, ging Pauly mit finsterem Trotz seinen eigenen Weg. Ein gutes Wort fand dagegen noch immer bei ihm einen guten Ort. Die arme Gemeinde Siegsdorf hätte auch gerne schöne Kirchensäulen gehabt, allein es fehlte ihr eben am Besten, wie der Herr Pastor dem Besitzer der reichen Marmorbrüche klagte. „Nun, wir wollen einmal sehen, was sich machen läßt," meinte Pauly tröstlich. Von einem Manne seines Schlags ist eine solche Äußerung fast so gut, wie ein Versprechen.

Vor Freuden schluchzend warf sich ihm Waly an die Brust.

Daß er noch nicht ganz in Geiz verknöchert, im Mammonsdienste aufgegangen war, zeigte sich auch bei einer andern Gelegenheit. Es konnte nicht fehlen, daß die schöne Erbtochter Waly, die immer lieblicher heranblühte wie eine rosige Edelraute ihrer Berge, die begehrlichen Blicke des jungen Mannsvolks auf sich lenkte, so häuslich und eingezogen sie auch lebte. Viele wackern Bewerber, darunter reiche und angesehene Burschen, strebten eifrig nach ihrer Gunst. Aber sie wenigstens sah nicht auf Geld und Gut: von all den stattlichen Freiern gefiel ihr nur einer, durchaus nicht reich, aber ein frisches junges Blut, der bildsaubere Bergschütze Franz Wohlgemuth. Die herzinnige Liebe der beiden hatte entstehen und bis zu einer unauslöschlichen Flamme wachsen können, ehe der Vater bei seiner häufigen Abwesenheit von Hause viel merkte. Aber als er eines Tages unerwartet früh heimkehrte, fragte er stirnrunzelnd: „Wer ging da so eilig von dir? war's nit der Wohlgemuth?" „Ja!" hauchte sie, ganz verwirrt. „Was hat er gewollt? Oder kommt er oft? Sprich, Madel!" Da beichtete sie alles und erwartete zitternd, mit niedergeschlagenen Augen, ein strenges Urteil, wenn nicht gar einen Wutausbruch. Aber ob ihr Vater nun an das dachte, was er seinem armen Weibe gegenüber versäumt hatte und seinen geliebten Buben nicht mehr anthun konnte, oder an die Treue und Hingebung seines holdseligen, jetzt so demütig vor ihm zagenden Töchterleins — genug, nach einer bangen Pause sagte der seltsame Kauz: „Nun, meinetwegen, wenn du ihn durchaus willst. Mir wär' der Rottenhöfer Kaspar von Eisenerz lieber gewesen, oder der Bischof von Högel, doch in Gottes Namen!" Vor Freuden schluchzend warf sich ihm Waly an die Brust. „Stat! Stat!" mahnte er; „und ein volles Jahr wird noch gewartet, daß du's nur weißt. Prüft euch die Herzen erst, es kann nit schaden."

Damit war Walburga vollkommen einverstanden; zählte sie doch erst neunzehn Jahre. Und wie jubelte erst ihr Franz, als er die frohe Kunde vernahm; wie kräftig drückte er seinem zukünftigen Schwiegervater, dem mit Unrecht gefürchteten und oft verkannten Manne, die harte Hand!

Der brave Bursch war vielen lieb, und man gönnte ihm seinen unverhofften Erfolg. „Einer kann's nur sein, und wers Glück hat, führt die Braut heim!" sagte sogar der Rottenhöfer Kaspar und tröstete sich. Und es war gut, daß er diese Braut nicht heimführte, denn er mußte bald darauf, wie auch der Glasergeselle Arnold und der Brauer Schleicher, mit Napoleon nach Rußland hinein und kam nimmer zurück. Von diesen tapfern Traunthalern soll der geneigte Leser vielleicht später einmal gar Schönes hören. Der Bischof von Högel, ein Verwandter des Erzählers, ist nun auch längst tot. Auch er hat sich getröstet und dem Freunde die schöne Waly nicht mißgönnt.

Nur einer sah scheel dazu, wie überhaupt zu jedem fremden Glück, der lange Lorenz, ein heimtückischer Gesell, der auch einmal um das Mädchen umherge-

strichen, aber alsbald schmählich abgeblitzt ward. Eines Abends, etwa vierzehn Tage nach Franzens Verlobung, sing der höhnische Mensch im vollen Wirtshause, doch an einem andern Tische, zu sticheln an, erst vorsichtig und leise, dann lauter und frecher, der Franz that, als höre er's nicht, denn ihm war Streit und Rauferei von jeher verhaßt, und jetzt erst recht. „Ja, ja," meinte Lorenz, ohne Namen zu nennen, doch mit einem deutlichen Seitenblick, „das sind beides kluge Leute, die das Sprüchlein erfunden haben, und die darnach thun: Was man erweibet, das braucht man nicht zu erhausen. Aber nit jeder versteht's, nit jeder mag's. Wenn Blut und Thränen an dem Gelde kleben, wenn die Kronenthaler kreuzerweis den armen Leuten abgezwackt worden sind, dann dank' ich dafür, da bleib' ich lieber ein armer ehrlicher Kerl." Noch immer hielt Franz, wenn auch mit Mühe, an sich; hatte er doch ein gutes Gewissen, daß er die schöne Waly nicht ihres Geldes wegen gewählt. Aber nun ward gewispert und geflüstert am andern Tisch; er verstand den Namen Pauly, weiter nichts, bis ein dröhnendes Gelächter losbrach und dazwischen, vielleicht von verschiedenen Stimmen, die Worte fielen: „Das ist gut — der italienische Räuberhauptmann — das ist wirklich gut!" Zornbebend sprang Franz hinzu: „Wer hat das gesagt?" donnerte er und sah sich mit funkelnden Augen im Kreise um, der plötzlich ernst und still geworden war. „Schau mich nit so grimmig an," sprach endlich der Rottenhöfer besänftigend; „ich bin's nit gewesen, und schön war's gerade auch nit. Aber rühr nit viel drin herum; es ist am besten. Denn das sag' ich auch, die Welschen wären besser draußen geblieben, wo sie hergekommen sind." Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, und Lorenz grinste schadenfroh. „Bist du's gewesen?" fuhr Franz ihn an. „Hättest die Ohren spitzen sollen," höhnte der Lange; die andern lachten, zu dem Schandwort wollte sich keiner bekennen; der junge Mann sah in seinem gerechten Zorne zu gefährlich aus.

„Erst frech, dann feig, es stimmt!" rief er verächtlich. „Ein Ehrenmann vertritt, was er gesagt hat, oder nimmt zurück, was ihm in der Hitze entfahren ist; der heimtückische Verleumder schleicht im Dunklen. Jeder rechte Bursch schämt sich, einem wackern Mann hinterrücks eins anzuhängen und rechtschaffene Leute, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen, Räuber zu schimpfen. Auch nit einmal anhören sollt' er's. Ich wenigstens thu's nit!"

Für den Abend hatte er ihnen das Maul gestopft Aber böse Spitznamen haken sich leicht an und haften fest wie Kletten. Unkrautsamen fliegt weit und schnell. Bald zischelte man auf fünf Stunden Entfernung, wenn die Luft rein war, vom italienischen Räuberhauptmann.

Noch hatte Pauly seinen neuen Titel nicht gehört. Da wollte es das Unglück, daß einer seiner welschen Steinhauer einen Raub beging, wie unter vielen frommen Schäflein ein räudiges sein kann. Der Elende wurde ertappt und verurteilt, und als man ihn auf der Galgenleite im Surgrunde hängte, da redeten freche Mäuler seinen Arbeitgeber zum erstenmal offen mit dem Schandworte an. Ins Herz getroffen, ratlos starrte Pauly auf die Menge. „So?" keuchte er, als er endlich Worte fand, mit heiserer Stimme, „ich bin der italienische Räuberhauptmann! Auch recht! Jetzt aber ist's aus mit aller Freundschaft und Nachbarlichkeit! Meine Freunde sind fortan die Italiener allein. Die Siegsdorfer draußen können sich meinetwegen ihre Kirchensäulen nun aus Athnet teuer genug kommen lassen. Futtertröge fürs liebe Vieh mach' ich aus dem Marmor, den ich schon für sie bestimmt. Nichts thut der Räuberhauptmann mehr aus Liebe, damit Punktum!" Grimmig eilte er heim. Von jedem freundschaftlichen Verkehr zog er sich jetzt noch mehr als früher zurück. Aber wo er konnte, that er seinen Nachbarn Ärger an. Bald waren am Gericht in Traunstein zehn Rechtshändel auf einmal anhängig, alle wegen Flurgrenzstreit. Eifrig bemühte er sich, den Urheber seines Spottnamens ausfindig zu machen, doch es gelang ihm nicht. Das verbitterte ihn immer mehr, auch gegen Unschuldige.

Da geschah bei der gefährlichen Arbeit im nahen Bergwerk wieder einmal ein gräßliches Unglück. Neun brave Knappen wurden verschüttet und tot oder schrecklich gequetscht herausgeschafft. Das Elend und der Jammer der Hinterbliebenen forderte die werkthätige Hilfe der Bemittelten im Gau heraus. Alsbald wurden Sammlungen veranstaltet, und ein damit beauftragter Mann, wohlgesinnt, aber vorschnell und unvorsichtig, klopfte mutig auch auf der Eggerhöh' an. Das war wohlgethan; er zeigte dadurch, daß er trotz alledem den mürrischen Pauly nicht für so gar schlimm hielt, und als er dem reichen Steinbruchbesitzer die Not der armen Leute beweglich schilderte, da hörte derselbe ihn ruhig an, und es zuckte seltsam in seinem Gesicht, als ob er innerlich mit sich kämpfe. Doch vielleicht forderte der Sammler in seinem Eifer, wo er hätte bitten sollen, oder ließ sich sonst ein unbedachtes Wörtlein entschlüpfen, denn plötzlich rief Pauly höhnisch: „Der Räuberhauptmann hat für deutsches Bettelvolk nichts; er muß auf seine Banditen, die armen Italiener, schauen!", ging damit in die Kammer und schmetterte die Thüre hinter sich zu. Waly schämte sich und entwich in die Küche; der Einsammler aber ward nach dem ersten Verdutztsein auch hitzig und verließ polternd und scheltend das unwilde Haus. Am offenen Fenster vorbeigehend, schrie er zu Pauly hinein: „Räuberhauptmann ist noch viel zu gut für dich, du wüster Geizknochen, du gefühlloser Mensch, so hart und kalt wie der Marmor deiner Brüche! Ich weiß einen bessern Namen für dich, und werd' dafür sorgen, daß alle richtigen Leut' dich fortan so nennen: Steinherz sollst du heißen von Stund' an!" Mit langen Schritten eilte er bergab; ein höhnisches Gelächter erscholl, und noch eine zweite hagere Gestalt, die dicht ans Haus geduckt den Vorgang ungesehen belauscht hatte, schlüpfte in die Büsche. Pauly aber zuckte zusammen: „Wa — was? Steinherz! Nein! Halt ein, Nachbar!" rief er hinaus; „halt noch a wengl — komm herein! Steinherz hat der Pauly keins; den Witwen und armen Waiserln soll geholfen werden. Steinherz, na, das bin ich nit. Hundert Gulden will ich zeichnen, gleich mitgeben, ich will um des Gotts willen nit Steinherz heißen." Aber der Wind wehte ihm entgegen, oder der Einsammler wollte nicht hören. Verzweifelnd rief Pauly seine Tochter herein.

„Waly, hast gehört," keuchte er, „wie man deinen Vater schimpft? Räuberhauptmann wär' zu gut für ihn, Steinherz soll er jetzt gar noch heißen — Himmel, Steinbruch und Sprengpulver! Ich, ich, der Pauly auf der Eggerhöh', soll Steinherz heißen! Nein, das darf nit geschehen. Hab' ich bisher mein bißchen Gutes im stillen gethan, so muß ich jetzt auch einmal prahlen und protzen, sie wollen's nit anders. Hol mir meine Joppen und den bessern Hut, rasch! Jetzt nehm' ich fünfhundert Gulden aus dem Kasten und spring' ins Thal und lass' mich nach Traunstein hinausfahren mit dem Geld. Und meinen Namen schreib' ich dazu und

»Für die Witwen und Waisen der verunglückten Bergleut'«, — sie sollen den Pauly von der rechten Seite kennen lernen!" Eilfertig sah er sich nach dem Schreibzeug um.

„Ja, guts Vaterl, das thu!" rief Waly hocherfreut und eilte hinaus. Als sie nach kurzer Weile mit Hut und Joppe wieder erschien, meinte sie: „Und weißt, Vater? klopf unten in Höpfling beim Franzl an. Mein Hochzeiter wird dich geleiten und dir rasch alles in Ordnung bringen."

„Dein Hochzeiter, Dirndl!" schrie Pauly, vom Tisch, wo er gesessen, aufspringend und ihr sein von Wut verzerrtes Gesicht zuwendend, während er mit seiner Rechten ein Blatt Papier zerknitterte. „Zu dem, denkst du, soll ich gehen? Aus ist's, rein aus! Waly, ich sag' dir, denk nimmer an den windigen Bergschützen!"

„Ums Himmels willen, was ist denn geschehen?" fragte Waly entsetzt, aber ihr Vater donnerte in rasendem Zorn: „Schweig und gehorch! Sonst, bei meiner Treu', ist's mir völlig einerlei, wie's geht. Von dem Wohlgemuth-Franzl laß mir auf der Stell', oder ich sorg' dafür, daß das Schlinsgerhaus hier samt mir, Kind und Kegel, da — da schau! da hinunterfliegt über die Forellenwand!" und er riß die kaum mehr zum Stehen fähige Tochter ans Fenster und wies hinab nach der schauerlichen Tiefe zur brausenden Traun.

Waly erbleichte und schluchzte: „Ach Vater, das kann dein Ernst nit sein. Du bist außer dir, und mit Fug und Recht, weil die arge Welt dein gutes Herz nit erkennt und ein grantiges Wörtl gleich so streng ahndet, statt auf die Handlungen zu sehen. Wir kennen dich besser. Laß deinen Zorn nit an Unschuldigen aus!" Und zwei große Thränen rieselten aus den Vergißmeinnichtaugen über die rosigen Wangen auf das duftende Edelrauten-Sträußlein nieder, das mit seiner unbeschreiblichen Farbenpracht ihr kleidsames Mieder schmückte. „Gelt, du hast mich nur erschrecken und prüfen wollen? Du bist dem guten Franz nit von Herzen bös?"

„Nit bös soll ich dem heimtückischen Jäger sein?" schrie Pauly, der nur einmal Atem geschöpft hatte, mit neuer Kraft. „Hör, Dirndl, ich haß' ihn! Ich sag' dir nur soviel: du hast zu wählen zwischen ihm und mir! Wann d' ihm nit sogleich mit einem richtigen Briefl die Lieb' aufsagst, denn sehen darfst du ihn nimmer, nit augenblicklich sein Ringerl zurückschickst — dann — dann, ungeraten Kind, trifft dich mein —"

„Vater, Vater! ums Himmels willen, sprich's nit aus, das unselige Wort!" flehte Waly zitternd und bis in den Mund erbleichend. „O Vater, denk ans tote Mutterl und fluch ihrer Waise nit. Sei gut, Herzensvater, sei wenigstens deiner armen Waly wieder gut" — sie weinte heftig dazu —, „deinem einzigen Kind, das ja alles thun will, was du befiehlst, wenn ihm auch vielleicht das Herzl darüber bricht! Ach Vater, hab' deine kleine Waly nur wieder gern!"

Diese Unterwürfigkeit besänftigte den Erzürnten ein wenig. Er drang nicht weiter auf sofortige Erfüllung seiner harten Forderung, sondern rüstete sich zum Gehen. Sanft und gewandt ging ihm seine Tochter dabei zur Hand und begleitete ihn noch eine Strecke, bis er sprach: „Nit weiter, ich hab' Eil'. Du bist alleweil mein einzig guts Kind gewesen, Waly. Ich müßt' wirklich ein Stoa'herzl im Leib haben, wenn ich dich nit lieben thät'. Aber da nimm," er reichte ihr einen zerknitterten Brief. „Der Wind hat's zum Fenster hineingeweht just eben, ich fand's auf dem Tisch — lies es und gieb mir dann als gute Tochter Bescheid, wann ich heimkomm'. Jetzt b'hüt Gott, Dirndl! es ist Zeit. — Nein, nein! der Pauly von der Schlinsgerhöh' hat kein Steinherz! kein Steinherz!" so hörte Waly, die ihm sinnend nachschaute, ihn noch mehrmals wiederholen, während er, so rasch die alten Füße vermochten, den beschwerlichen Steig an der Forellenwand zu den Hochöfen an der Traun hinabstieg, um dort den nach Traunstein fahrenden Postwagen zu erreichen. Es war Zeit; schon erscholl das Horn lustig durch die Thalstille, doch kam er, keuchend das Säcklein mit dem schweren Silbergeld schleppend, just noch recht, und wollte gerade einsteigen, als plötzlich ein unselig Wort zu seinen Ohren drang. Aus einem hitzespeienden Hochofen-Gewerk kam's hervor, wo die Armut im Schweiße des Angesichts gar hart ums tägliche Brot ringt. Noch wehte oben die Trauerfahne für die im nahen Bergwerke verunglückten Kameraden, und die Inschrift „Glückauf" am Giebel war mit Immortellen umkränzt. Rußige, halbnackte Arbeiter riefen einander grimmig zu: „Da schaut, Brüder! Das reiche Steinherz von der Eggerhöh' fährt sein Geld spazieren!" Der heißblütige Einsammler hatte seine unbesonnene Drohung allzurasch wahr gemacht.

Bis in die Seele getroffen, ließ der Unglückliche den Geldsack fallen, daß die blanken Gulden über die Straße rollten, und griff mit beiden Händen nach der Brust, daß sie nicht zerspringe, er hätte laut aufschreien mögen, so heftig und schmerzhaft pochte sein armes Herz — ach! er fühlte nur zu gut, daß es nicht aus Stein war. Der Schwager, der nicht länger warten konnte, ließ die Pferde wieder anziehen, und die Räder rasselten über die Gulden und Kronenthaler, daß einige derselben klingend in die Höhe sprangen. „Das ist der rechte Landstraßenschotter, Steinherz, für die armen Leut'!" meinte der Rosselenker noch und fuhr lachend von dannen.

Ein armes Weib, das mit zwei Kindern des Wegs zog, war stehen geblieben und hatte den ganzen Vorgang mit angesehen, die zur Bettlerin gewordene Witwe eines der jüngst umgekommenen Bergknappen. Mit unsäglicher Bitterkeit starrte sie den reichen Mann an, nahm dem kleinern Kinde sein bisheriges Spielzeug, eine feurigrote Steinnelke, ging auf Pauly zu und drückte sie ihm in die Hand, was er in seiner Verwirrung sich schweigend gefallen ließ. „Das ist das rechte Blüamerl für dich!" sprach sie, während die Hüttenleute neugierig zuschauten. „Du frommer Altarmacher, steck's dir auf den Hut, es paßt für dich! Die Farb' ist seine einzige Schönheit; ohne Seele, ohne Duft wächst es auf dem Marmorgestein, das so hart ist, wie dein Herz. Nimm das Stoa'nagerl mit heim, laß es dir einst als einzigen Blumenschmuck in den reichen Totensarg legen, aufs kalte Steinherz, das wohl auch einmal vergeblich zum lieben Herrgott um Erbarmen schreien wird!" Verächtlich wandte sie sich ab. „Steinherz, Steinherz!" schrie das fluchende, erregte Hüttenvolk, während Pauly, keines Wortes zur Verteidigung mächtig, voll brennenden Schmerzes sich wandte und wie wahnsinnig den Bergwald hinaufstürmte. Doch bald machte er, zu Tode erschöpft, auf einem Felsvorsprung Halt. Er fluchte wild auf, spuckte wutschäumend aus und schrie wie rasend hinunter: „Recht so, ihr Steinesel ohne Menschenkenntnis, Überlegung und Vernunft! Brüllt nur zu! Jetzt hör' ich's nimmer. Ihr habt's fertig gebracht, ja, beim Teufel, ich gespür's, ihr habt mich versteint bis in die innerste Herzkammer hinein — versteint — versteint!" — Damit entschwand er den Blicken der ihm nachfluchenden Arbeiter. Deren Kinder hatten sich indes jubelnd über die blanken Sil-

BLB Karlsruhe

berstücke hergemacht, bis ein verständiger Aufseher ihnen wehrte und alles Geld wieder ins Säcklein sammelte.

Pauly ging nicht sofort heim, sondern finster brütend zu seinen Marmorbrüchen hin, wo er schweißtriefend und an allen Gliedern zitternd anlangte. „Buttolo!" herrschte er einem Arbeiter zu, als ob derselbe auf beiden Ohren taub sei, „auf! spute dich! Such den härtesten Marmorblock, und den forme mir in aller Eile zu einem Herzen. Nit zu klein! es soll ein Sprüchlein drauf. Reicht der Tag nit aus, so laß dir vom Mondlicht leuchten »zu der herzigen Arbeit«" — und der Ärmste lachte unheimlich zu seinem häßlichen Witze. „Bei Sonnenaufgang will ich's auf der Eggerhöh' haben, verstanden?" Der Italiener schaute seinen erregten Herrn überrascht an, schüttelte sein schwarzes Lockenhaupt und wischte sich den Schweiß vom braunen Gesicht. „Ick kanns nix heren, Signor Padrone!" radebrechte er dann. „Is sick nit mögli, so snell eine arte Steinherz su macken. Übermorgen, Signor Padrone —" „Morgen!" donnerte Pauly, und setzte ruhiger hinzu: „Es braucht nit poliert und kunstvoll ausgeführt zu sein, wie die frommen Kirchensachen. Laß es nur recht roh und rauh, so wird's meinem eigenen da drin in der Brust wohl am ähnlichsten." Seine Stimme klang wehmütig bei diesen Worten, doch sich wieder in den Zorn hineinredend, drängte er: „Schaff's mir nur zeitig auf die Höh'! Mit starken Eisenklammern sollst du's ans Holzgebälk meines Hauses heften; just über der Hausthür' mach's fest, daß es nimmer herunterfällt, so lang ich leb'; das »Willkommen all!« reiß herunter und wirf's in die Schlucht; in das Steinherz aber, merk dir's wohl, sollst du einhauen:

»Bettler, fort! Bis dies erweicht,
Wird nur Stein dir hier gereicht.«

Das sei fortan mein Sinnspruch und Gruß. Nun flugs ans Werk!"

Er wandte sich heimwärts und keuchte mühsam bergan. Kopfschüttelnd sah der Italiener ihm nach. „Wer so reden und handeln kann, der hat kein kaltes, sondern noch ein sehr warmes Herz," dachte er. „Der Signore Padrone ist wohl verkannt worden von den tölpischen Micheln, und das thut weh."

Waly hatte, sobald der Vater sie verlassen, natürlich nicht gezögert, das im letzten Augenblick von ihm erhaltene Brieflein zu lesen, welches also lautete:

„Lieber Freund Pauly!

Du sollst doch endlich erfahren, wem Du Deinen schönen, wildromantischen Namen »Italienischer Räuberhauptmann« verdankst: dem windigen Bergschützen Franz Wohlgeruth, der es auf das einzig liebe Räuberhauptmannstöchterlein und auf die ganze Beute abgesehen hat. Nicht wahr, ein witziger Eidam? Du blinder Steinbock, zu diesem Forstlümmel gratuliert Dir Dein aufrichtiger Freund und Landsmann."

Die Unterschrift des Verleumders fehlte natürlich. Verächtlich warf das Mädchen den Wisch hin und rief: „Ein dummes, elendes Bubenstückl, weiter nichts! Wie kann der Vater nur einen Augenblick so feige Lügen glauben?" — Dann nahm sie das Blatt nochmals zur Hand und betrachtete die Schriftzüge aufmerksam. Sie waren offenbar verstellt, aber nicht besonders geschickt. „Bom Lorenz! so wahr ich leb'!" rief sie, und dachte kopfschüttelnd: „Hätt' ich sein dummes Liebesbriefl dazumal nit ins Feuer geworfen, so wär' die Vergleichung und der Beweis nit schwer, doch es findet sich sonst wohl Gelegenheit dazu. Und — halt! schlich er nit heut ums Haus herum? Mir war's, als hätt' ich ihn lachen hören und die lange Stange im Busch verschwinden sehen. Er hat sein sauberes Machwerk selbst durchs offene Fenster hineingeworfen, aus Bosheit und Eifersucht. Alles ist klar und der Vater wird's einsehen, wenn er mit ruhigem Blute heimkehrt." Getröstet ging sie ihren Hausgeschäften nach.

„Das ist das rechte Blümerl für dich!"

Die Sonne, dem Untergange nahe, goß ihren letzten Glanz in die Wohnstube hinein, als Pauly mit wankenden Schritten eintrat, ohne Gruß, verstörten Blicks. Die glühend rote Steinnelke hielt er, wie geistesabwesend, noch immer in der Hand. Waly erschrak heftig, das fromme „Grüß Gott" blieb ihr auf den Lippen; auch ihr Vater war anfangs keines Wortes mächtig, er taumelte auf sie zu und fiel ihr weinend um den Hals: „O mein Kind," stöhnte er dann, „jetzt hab' ich nur noch dich, dich ganz allein auf der bösen Welt. Das blinde Volk hat mich ungehört gerichtet, ungerecht zu dem schauerlichen Namen »Steinherz« verdammt. Aber nit wahr? du fühlst, wie es noch da drinnen pocht und hämmert — o mein Gott!" Er verstummte plötzlich, dagegen entrang sich ihrer Brust ein furchtbarer Schrei, der alsbald die sehr nötige Hilfe herbeirief. Sie glaubte nicht anders, als der starre, sprach-

lose Vater sei schon tot. Doch nach Anwendung einiger geeigneter Mittel gab er wieder schwache Zeichen des zurückkehrenden Lebens, man schaffte ihn sorgsam zu Bett und sandte nach dem Arzte. Es dauerte lang, eh' er zur Stelle war und mit ernstem Gesicht das Nötige anordnete, länger noch, trotz aller Eile, eh' die Arznei ankam, und Waly verbrachte, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, am Krankenbette ihres armen Vaters eine schreckliche Nacht. Auch zu Franz hatte sie zu schicken gewagt, aber er war nicht daheim.

Inzwischen hatte bereits ein Umschwung der öffentlichen Meinung begonnen, der immer vollständiger ward. Als die Hüttenleute, des Schreiens müde, zu ihrer Arbeit zurückkehrten, rief ihnen der Aufseher entgegen: „Ihr Narren, wißt ihr, was ich da eben im Säcklein finde? Einen offenen Zettel, an den Einsammler gerichtet — der Pauly ist vorsorglich und wollte keinen Augenblick verlieren. So schreibt er, horcht zu: »Lieber Freund, wenn ich Euch nit daheim antreff', lass' ich das Geld Eurer Frau und thu' Euch hiermit zu wissen, daß diese fünfhundert Gulden für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute bestimmt sind —.« Was sagt ihr nun? Wer giebt sonst noch so viel? Und diesen Mann schimpft ihr Steinherz!"

Das hörten die schwarzen Riesen mit offenem Munde an und ließen die dummen Köpfe hängen. Aus der Menge, die sich bei dem Auftritt gesammelt hatte, wurden nun auch andere Stimmen laut. Ein altes Weib meinte: „So viel auf einem Haufen hat er noch nie in seinem Leben gegeben, aber wenn's nit immer regnet, so tröpfelt's doch." „Auch ich hab' nie vergebens auf der Eggerhöh' angeklopft," stimmte eine andere arme Frau zu. — „Ja, die Waly ist ein herzig guts Dirndl." — „Und der Alte besser, als man ihn verschreit. Er hängt's nur nit an die große Glocken." — „Fünfhundert Gulden auf einem Haufen, denkt nur an! Das stopft manches Loch. Damit verdient er sich einen Stuhl im Himmel." —

Waly reichte ihm einen stärkenden Trank.

So erhoben die Wandelbaren jetzt um die Wette den eben noch verlästerten Mann. Als später sein wahnsinniges Gebaren im Steinbruch und seine plötzliche Erkrankung ruchbar wurden, nahm das allgemeine Mitleid noch zu und verbreitete sich im Laufe des nächsten Tages fast schneller noch, als vorher der neuerfundene Ekelname. Auch der heißblütige Einsammler fühlte sich davon erfaßt, und es hätte der scheelen Blicke und lauten Vorwürfe der andern nicht bedurft, Reu' und Leid in ihm zu erwecken. „So war's nit gemeint, so sollt's nit kommen!" murmelte er kopfschüttelnd und erkundigte sich beim Arzte höchst besorgt nach dem Befinden des Verkannten, für den ihm gestern noch der Name „Räuberhauptmann" zu gut gewesen war. „Man schwatzt in einer Minute mehr, als man im ganzen Leben verantworten kann," rief er zerknirscht. „Wann krieg' ich endlich einmal die verwünschte Zunge in meine Gewalt?"

Nun kam auch Franz zurück und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er hörte, was inzwischen geschehen war. „Wißt ihr, wo ich gewesen bin?" rief er in hellem Zorn. „In Siegsdorf, wohin euer Räuberhauptmann und Steinherz mich heimlich geschickt hat — jetzt soll's heraus! Und was ich dort gemacht hab'? Dem Herrn Pfarrer bestellt, der Pauly auf der Eggerhöh' habe sein schönes Briefel empfangen und geb' ihm Recht, die armen Leut' sollten nit büßen, was Narren und Bösewichter verbrochen. Die Säulen würden geliefert, aber er müsse sich noch ein wenig gedulden, und viel davon gered't werden solle überhaupt nit. Das hab' ich ausrichten müssen und die ganze Gemeinde erfreut, und derweil ärgert man hier den guten Mann zu Tode!"

Ungesäumt suchte er den Kranken auf, denn daß er mittlerweile bei demselben verleumdet worden war, wußte er nicht. Pauly hatte die Nacht und den Vormittag im Fieber und in halber Bewußtlosigkeit zugebracht, doch von seiner Tochter aufs treueste gepflegt und vom Arzte wiederum besucht, sich später so weit erholt, daß Waly, als ihr die Ankunft ihres Verlobten flüsternd gemeldet wurde, sie dem Vater behutsam mitzuteilen wagte, zugleich mit ihren sichern Vermutungen über den Schreiber des nichtswürdigen Briefes. Der Kranke, der recht schwach und gebrochen auf seinem Bette lag, nickte wehmütig. Sein Zorn war verraucht, sein geistiger Blick wieder klarer, seine Stimmung milder geworden im Angesichte der Ewigkeit. „Wird schon so sein, Dirndl," sprach er leise. „Es giebt halt viel böser Leut' auf der Welt — mir thun sie bald nichts mehr. Franzl ist angeschwärzt worden, wie ich auch — gewiß, laß ihn nur hereinkommen."

Er drückte dem bekümmerten Bergschützen, der auf den Zehen näher schlich, mit mattem Lächeln die Hand, hörte schweigend seinen Bericht und den Dank der armen Gemeinde an und flüsterte dann: „Nutzt alles nichts — ich bin und bleibe das Steinherz — auch unter der Erd'." Damit kehrte er sein Antlitz nach der Wand, als ob er schlafen wolle, oder ungesehen weinen. Fortan hatte er zwei Pfleger.

Die Sonne stand schon tief, da hörte man in der stillen Krankenstube, deren Fenster bei dem milden Wetter offen war, draußen das Geräusch vieler nahenden Schritte. Auch Pauly ward aufmerksam. „Das wird Buttolo sein," murmelte er finster, „endlich!"

Waly ging hinaus, um nachzusehen, und als sie nach einer Weile wieder eintrat, lag ein seltsamer Ausdruck auf ihrem schönen Gesicht. „Jawohl, lieber Vater," sprach sie sanft, „Buttolo ist's und hat ein seltsam Stück Arbeit mitgebracht. Aber auch die andern Arbeiter sind alle da; sie wollen hören, wie's ihrem lieben Herrn gehe."

„Zu Ende geht's, sag ihnen das," antwortete der Alte hart. „Und eh' sie Feierabend machen —."

BLB Karlsruhe

„Es sind noch andere Leut' da," fiel ihm die Tochter mit zitternder Stimme in die Rede, „aus Eisenerz, aus Traunstein, aus der ganzen Nachbarschaft, viele, und einige möchten zu dir hereinkommen, wenn's erlaubt ist — fühlst du dich stark genug, lieber Vater? oder —"

„An mir ist nichts mehr zu verderben," sprach er rauh, „doch was soll's? Können sie mich nit einmal in Ruhe sterben lassen? Was wollen sie?"

„Nur Gutes und Liebes," antwortete der Arzt, der in diesem Augenblicke eingetreten war, „und ich erlaub's, wenn Ihr selbst nichts dawider habt, alter Freund."

Der Kranke sah ihn forschend an und antwortete nichts, richtete sich aber halb auf, was als Zeichen der Zustimmung angesehen wurde; Franz schob ihm ein Kissen in den Rücken und Waly reichte ihm einen stärkenden Trank. Unterdessen ließ der Arzt sieben Männer ein, darunter einige sehr angesehene Bürger. „Macht's kurz!" raunte er ihnen zu; „wir haben nimmer viel Zeit."

Leise, ehrerbietig, den Hut in der Hand, traten sie näher. Pauly erbebte noch einmal in kaum bezwingbarer Aufregung: er hatte den Einsammler erkannt, und gerade dieser nahm, nach höflichem „Grüß Gott!", zuerst das Wort.

„Lieber Freund und Nachbar," sprach er vernehmlich, und sein ehrliches Gesicht ward hochrot dabei; „ich hab' dir Unrecht gethan in meiner verwünschten Hitze und bitt' dir's ab hier vor Gott und Menschen. Unter deiner rauhen Schale schlägt ein weiches Herz, das wissen wir all'!"

„Und wir danken Euch," fuhr ein würdiger Traunsteiner fort, „für die überreiche Gabe, die manche Thräne der Witwen und Waisen unserer armen Bergleute stillen wird."

„Ich hab' Euch nie verkannt," sprach der Aufseher aus dem Hüttenwerk, „und unsere Arbeiter — doch sie mögen für sich selber reden!"

„Ja," begann ein Riese, der sich jetzt aber frisch gewaschen und in den Sonntagsstaat geworfen hatte, „wir sind halt heißblütig, das macht das Feuer, und zuweilen dumm dazu. Verzeih uns, Vater Pauly — — und wer fortan das Maul aufreißt zu einem Lästerruf über dich, dem stopfen wir's!" Er reckte die gewaltigen Arme und ballte die Fäuste. „Kameraden!" rief er dann ans Fenster springend, „der gute Pauly lebe hoch!"

„Hoch! hoch!" scholl es draußen aus allen Kehlen, „der Wohlthäter im stillen, der gute Arbeitsherr hoch!" Für einen Schwerkranken vielleicht etwas laut — der Arzt schüttelte den Kopf, doch was wollt' er machen? Vielleicht schadete es auch nicht mehr. —

Pauly saß mit schwimmenden Augen im Bette da; sein verwittertes Antlitz leuchtete wie ein schroffer Fels im Abendrot. Reden konnte er nicht; er drückte nur der Reihe nach jedem die Hand.

Da ging nochmals leise die Thüre auf und Buttolo trat heran, auch Thränen in den schwarzen Augen. „Unmögli bei Sonnenaufgang, Signor Padrone," sprach er, „aber nun ist es ferti bei Sonnenuntergang, und wohlgeraten. Die Herren haben's gesehen — schaut selbst!"

Er deutete nach dem Fenster, zu dem seine kräftigen Genossen soeben mühsam den herzförmigen Marmorblock emporhoben. „Wohin nun damit, Padrone? Über die Thür?"

Mit Macht schüttelte der Sterbende das Haupt; er fand jetzt auch Worte. „Willkommen all'!" rief er vernehmlich, „in die Tiefe mit dem Ding; über die Wand in die Traun hinab!"

„Dann helf' ich tragen!" gelobte der Einsammler; „das soll ein Teil meiner Buße sein!" Er eilte hinaus, und bald kollerte das Steinherz über die Forellenwand ins Flutengrab.

Pauly lächelte befriedigt. Aber jetzt ging in seinem Antlitz eine unbeschreibliche Veränderung vor. „Er stirbt!" schluchzte Waly, und während die Männer im Gemache und draußen leise beteten, und eine Berglerche, unbekümmert um Menschenleid, tirilierend zum Himmelsblau emporstieg, ging auch des armen Mannes versöhnte Seele in die Wohnungen des ewigen Friedens ein. —

Sein Haus aber wurde von dem jungen Paare, dem er die Lebenswege geebnet, „Friedenstein" genannt, und im Munde des Volkes bekam es einen fast noch schönern Namen: „Das Heim der Armen". Denn kein Notleidender klopfte jemals dort vergeblich an, und besonders bei jeder Wiederkehr von Paulys Todestag pilgerten die Hilfsbedürftigen in langen Zügen hinauf und kehrten reich beschenkt in ihre Hütten zurück.

Franz und Waly haben viele Jahre in Glück und Eintracht droben gewohnt und Kinder und Enkel und Urenkel kommen sehen, doch nie des treuen, vielverkannten Vaters vergessen, den ein unbedachtes Wörtlein so rasch ins Grab gebracht hat.

Bedarf's noch einer ausdrücklichen Lehre und Nutzanwendung? Lies Jakobi 3, 2—10, und etwa das Sprüchlein:

Die Zunge halt'
Im Zaum! Wie bald
Kann sie im Zorne sprechen
Ein böses Wort;
Das wirkt oft fort
Bis Glück und Herzen brechen.

Heiners Meisterstück.

Erzählung von Paul Wenger.

Das waren trinkbare Männer, die Wackeren von Laufenburg! Alltäglich versammelten sie sich zum Frühschoppen in der gemütlichen Hinterstube Peters, und mannhaft kneipten sie, bis die besorgten Hausfrauen um zwei herum ihre seßhaften Mannen nach Hause holten.

Die Runde nannte sich „Sterngucker", weil nach dem blanken Stern, dem Wirtshausschilde, ihr Herz sich allzeit sehnte und ausschaute. Und was damals die Sterngucker geleistet, wird als Tradition noch heute erzählt von andächtig bewundernden Enkelkindern.

Zwölf, wie der Apostel Schar, war ihre Zahl. Schlumm, der Apotheker, Fröhlich, der Bürgermeister, Weller, der Barbier, Dutt, der Krämer; dann der Schmied, der Bäcker, der Ratschreiber; Peter, der Sternenwirt, Hanzei, der Förster, Stolz, der Doktor, Puck, der Zeitungsmann und Nikolaus Geißler, der Metzger.

Bisweilen ließ sich auch Siedler blicken, der Zöllner, eigentlich Herr Zollkontrolleur betitelt, aber fast als ein Judas Ischariot wurde er betrachtet, denn er trank den Wein nur viertelweise und immer mit moralischem Wasser gemischt.

Kein Wunder, daß das Laster sich tief eingewurzelt hatte; der Wein war gut, ein echter Wein von Grenzach, die Speisen billig und frisch. Die weiten Reviere des Schwarzwaldes versorgten Peters Küche mit allerlei Wildpret, und wenn man ans Fenster der Hinterstube oder hinaus auf die rebenumrankte Veranda trat, so schimmerte unten der Rhein zwischen grünen Ufern, wo den Salmen und andern schmackhaften Fischen tückische Fallen in großer Anzahl gestellt waren.

Am Johannistage im Jahre des Heils 1827 ging es besonders hoch her im Sternen zu Kleinlaufenburg. Puck, der Zeitungsmann, hatte dem Schutzpatron seines hochedlen Gewerbes zu Ehren der Runde köstlichen Salm gespendet.

Die biedern Meister begossen solch' herrliche Gabe Altvater Rheins mit manch kräftigem Schluck aus ehrwürdigen zinnernen Humpen.

Draußen im großen Wirtszimmer saßen einige Altgesellen, deren man nach gutem alten Brauche bei dem Liebesmahl auch nicht vergessen hatte. Wenn drinnen die Herren sich Gesundheit zutranken, erscholl der Gesellen Lebehoch auf die Meister als mächtiges Echo.

„Und wahr ist's doch," behauptete in der Hinterstube der Barbier mit angeborener Hartnäckigkeit.

„Laßt uns in Ruhe mit so dummen Aufschneidereien," brummte der Förster.

„Jung Blut will wieder Jugend," fügte der Zeitungsmann hinzu, „so war's allezeit."

„Hat er nicht ein schönes Einkommen und noble Verwandtschaft in Karlsruhe," eiferte Weller, der Barbier; „bei den Alten ist man gut gehalten."

„Aber doch ist's nicht wahr," sagte der Bäcker mit geheimnisvoller Miene. „Ich könnte einen nennen ..."

„O, der Heiner!" fiel ihm der geschwätzige Barbier ins Wort. „Ja, freilich hat er der Jungfer zu tief in die blauen Äuglein geguckt; ein braver Bursch ist's auch, der sein Geschäft versteht, aber arm, blutarm. War seine Mutter nicht Trudel, unsere alte Wäscherin? Wird sich wohl hüten, der Geißler, sein einziges Töchterlein dem Schlucker zu geben. Wo nichts ist, kommt nichts hin" — es mischte sich etwas wie falsches Mitleid in die Rede des Barbiers. „Und wieder sag' ich Euch Männer," dabei schlug der Sprecher bei jedem Worte wie zur Bekräftigung mit der flachen Hand auf den Tisch, „Jungfer Lucki (Luise) Geißler, des reichen Geißlers einzige Tochter, wird nächstens Frau Kontrolleur."

„Herr!" begann jetzt aufbrausend der Ratschreiber, „hütet Eure Zunge!" Und die Brille zurechtrückend, führte er in wohlgesetzter Rede aus, daß die Behauptung des geehrten Herrn Vorredners aus so und soviel innern und äußern Gründen hinsichtlich der Naturgesetze und der Sittlichkeit unhaltbar sei und nicht mehr und nicht weniger Glauben verdiene als viele übrige Mitteilungen aus jener Quelle — ohne übrigens dem liebwerten Herrn Nachbar und Vorredner zu nahe treten zu wollen. Die achtzehn Lenze der Jungfer Lucki und die wohlgezählten dreiundfünfzig Jahre des Herrn Kontrolleurs ständen in gar schlechter Harmonie; die Wahrscheinlichkeit spräche weit mehr für Heiner, der Geißlers rechte Hand und ein hübscher und kreuzbraver Bursche obendrein sei.

Eben erbot er sich zu einer Wette um zwanzig Maß Markgräfler, da öffnete sich die Thüre und herein trat Herr Nikolaus Geißler in höchst eigener Person. Hinter ihm aber trippelte ein unscheinbares, langnasiges Männlein, mit mächtiger Brille bewaffnet, durch welche giftig graue Äuglein hervorlugten, als wollten sie in jedermann einen Missethäter erforschen.

Ohne die Befangenheit der Freunde, deren Gespräch plötzlich abgebrochen worden war, zu bemerken, schritt Geißler breitspurig auf seinen gewohnten Platz. Der Kontrolleur setzte sich ihm zur Seite.

Geschäftig brachte Frau Mina, die Wirtin, dem Sterngucker die gewohnte Maß und fragte dabei schnippisch den Herrn Siedler nach seinem Begehr.

Hochmütigen Tones bestellte das Männlein einen halben Schoppen, sowie das unvermeidliche Wasser.

Die Sterngucker hatten schnell dem Gespräche eine andere Wendung gegeben und befanden sich wieder in lebhafter Debatte über neue kühne Behauptungen Wellers. Der Kontrolleur nahm nicht daran teil; er hielt es unter seiner Würde, sich mit dem Figaro abzugeben, sehr zum Verdrusse des geschwätzigen Bartschabers, der sich durch bissige Anspielungen auf den Zöllner zu rächen pflegte.

Des Fleischers dickes Gesicht war lebhaft gerötet, er hatte wohl dem Eigengewächs im Keller besondere Ehre angethan, und aus seinem Aussehen ließ sich unschwer eine gewisse Befriedigung entnehmen. So sah der Geißler aus, wenn er auf dem Basler Markte seine mannigfachen Geschäfte mit gutem Gewinne abgewickelt hatte; freilich nahm er es dabei mit der Ehrlichkeit nicht peinlich genau. Konnte er einen Juden aus dem Elsaß übervorteilen, so ließ er sich von Gewissensskrupeln nie abhalten; das gehörte eben, wie etwas Grobheit, zum Handwerk und glich sich wieder aus, wie er sagte. Gleichviel aber, auf welche Art errungen, der Gewinn, das günstige Resultat erfüllte ihn immer mit sichtbarer Befriedigung. Auch heute hatte er gewiß ein gutes Geschäft zum Abschluß gebracht.

Nicht so zufrieden blickte Herr Siedler drein. Als er sich unbemerkt glaubte, entnahm er vorbereitend seiner goldnen Dose eine Prise und neigte sich zum Ohre seines Nachbars.

„Gevatter," flüsterte er, „keck darf ich anklopfen bei den besten Häusern weitum im Lande. Daß ich bei Euch angefragt, ist, weil Ihr ein Ehrenmann seid, dem das Glück seines Kindes am Herzen liegt ...."

„So ist's, Gevatter," gab Geißler leise zurück. „Die Zukunft meiner Tochter bestimme ich und die Mutter. Wir haben Euch mit Freuden und hochgeehrt das Jawort gegeben. Was soll nun die Dirn'?"

„Große Freude hat sie just nicht gezeigt," brummte Siedler mürrisch.

„Weil sie's erschreckt hat, das dumme Ding! Was weiß die von Liebe!"

„Und habt Ihr das ganz genau erforscht, Gevatter?"

„Wie?" fragte der Metzger unwillig. „Sie ist ein Bürgermädchen und in strenger Hut. Habt Ihr sie je auf einem Tanzboden gesehen, oder beim Maifest? Nicht allein aus dem Hause darf die Dirn'!"

„Ganz recht, Gevatter, wenn aber im Hause . ."

Da brauste der Metzger auf, er faßte den Kontrolleur beim Arme und sagte, so laut fast, daß es die andern hören konnten: „Wie versteht Ihr das, Gevatter?!"

„Ei nun," flüsterte das Männlein wieder mit gedämpfter Stimme, „man munkelt ... habt Ihr nicht den Heiner im Hause?"

„Wer wagt die Behauptung, daß meine Tochter hinter des Vaters Rücken mit meinem Burschen ein Verhältnis unterhält?" schrie der Metzger zornglühend.

Im Zimmer war es mäuschenstill geworden; die Sterngucker schwiegen und horchten neugierig auf.

Aber Geißler schien es, als ob sich ein listig Lächeln auf manches Gesicht stehle.

„Wer wagt es, meiner Lucki ein' solche Schand' nachzureden?"

Da stand der alte Notar auf und legte dem Erregten die Hand auf die Schulter, ihn sanft auf den Stuhl zurückziehend.

„Gemach, Freund," sagte er ernst. „Wenn Ihr die Wahrheit hören wollt; ja also, es geht das Gespräch. Aber eine Schand', das ist's nicht, wenn eine brave Dirn' einen rechtschaffenen Burschen liebt."

Draußen in der Wirtsstube ertönte das lustige Lachen der Altgesellen. Man hörte deutlich, wie Heiner, Geiß-

lers Oberbursche, mit sympathischer Stimme ein übermütiges Lied vortrug.

Da sprang Geißler vom Stuhle auf und eilte zur Thüre.

„Heiner!“ rief er mit rauher Stimme hinaus.

Der Sang verstummte und nach wenigen Sekunden erschien, die seidene Mütze in der Hand, der Gerufene, eine schlanke, hübsche Erscheinung, im Zimmer.

„Wie viel Lohn hast noch zu bekommen?“ wandte sich Geißler barsch an den Gesellen.

„Ich brauch' kein Geld, Meister,“ antwortete der Bursche erstaunt.

Doch der Metzger warf protzig seine Geldkatze auf den Tisch und sagte kurz und herrisch: „Drum hab' ich nicht gefragt. Da zahl' ich dich aus. Und augenblicklich verläßt du mein Haus, augenblicklich . . . Die vierzehn Tage Lohn für die Kündigungszeit sind dabei; ich schenk' sie dir!“

Diese Worte trafen Heiner wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

„Ich hab' Euch treu gedient, Meister,“ sagte er tonlos. „Jetzt und immerdar. Warum soll ich aus Eurem Hause?“

„Warum? Weil du ein Schleicher bist, und damit basta!“

Verächtlich wandte sich Geißler von dem Gesellen ab und sagte mit erzwungener Ruhe zum Thorschreiber: „Ich hoffe, Ihr seid zufrieden, Gevatter! Und Ihr, Herren, habt gesehen, wie der Geißler seine Hausehre wahrt.“

„Was Ihr gethan, Gevatter Geißler, war nur recht und billig,“ antwortete der Thorschreiber. „Ich danke Euch für den Freundesdienst!“

Jetzt fiel's dem Heiner wie Schuppen von den Augen. Er sah den Traum seiner Jugend, sein ganzes Liebesglück von dem greisenhaften Nebenbuhler zertrümmert.

Drohend ballte er die Faust und that einen Schritt gegen Siedler.

„Ihr seid's also gewesen; Ihr, Herr Thorschreiber! So weit hat also Euer Witz noch gereicht, einen ehrlichen Kerl mit Schimpf und Schand' verjagen zu lassen!“

„Fein spinnt Ihr Eure Fädchen,“ entgegnete Siedler höhnisch, „doch aus Licht der Sonne kommt's alleweg!“ Und leiser fügte er hinzu: „Habt Ihr wieder einen Schatz, so hütet Euch vor nächtlichem Singsang und Lautengekling. Vom Zollhaus hört man weit!“

„Ein Schuft seid Ihr, ein Spion,“ stieß der Bursche in aufwallendem Zorn hervor, „der sein Galgengesicht überall hat, wo ein ehrlicher Christenmensch nicht hinschaut! Dieweil könnt' man ein Kalb Euch vor der Nase vorbeischmuggeln.“

„Ei, so probiert's,“ grinste der Zöllner spöttisch. „Möcht' Euch übel bekommen, Hans Naseweis! Probiert's, und hundert Gulden zahle ich Euch, damit Ihr ehrlichen Anfang habt. Bringt's doch sonst niemals auf eigene Beine!“

Den Heiner durchzuckte es wie ein schwacher Hoffnungsschimmer.

„Gut,“ sagte er mit fester Stimme, „ich probier's. Denkt wohl daran, Thorschreiber. Es wird mein Meisterstück sein. Denkt wohl daran, Ihr Herren.“

Dann ging er hinaus, und er ward in Laufenburg nimmer gesehen — weder in Klein-, noch in Großlaufenburg.

* * *

Ein leichter Nebel lag über den Fluren. Es war ein trüber Oktobertag. Melancholisch rauschten die Fluten des Rheins zwischen den großen Granitblöcken bei Laufenburg hindurch. Von den Weinstöcken und Buchen auf den Höhen sanken schon die letzten bunten Blätter. Der graue Himmel schickte unendlichen Landregen, und ein scharfer Nordwind bannte die guten Bürger von Groß- und Kleinlaufenburg in die behaglich geheizten Stuben.

Solch' Wetter war sehr zum Verdrusse der Wache am Kopf der Rheinbrücke, denn das leichte Schilderhaus war ein erbärmlicher Zufluchtsort für den fröstelnden Gardisten Messer.

Dort stand er drinnen, der Mann der Finanzen, die Hände in den Taschen, den grünen Kragen emporgeschlagen, die reichlich ausgefallene Nase noch mehr gerötet als sonst, und lebhaft war er beschäftigt, philosophische Betrachtungen über das Los der Menschenkinder im allgemeinen und über sein Schicksal im besondern anzustellen. Bei ihm war freilich nun gar nichts zu rühmen.

Der Herr Kontrolleur drinnen, wie gut der's hat. Durch die feuchten Scheiben fällt ein Schein heraus in die Dämmerung; er kommt vom Kachelofen, in welchem das ärarische Feuer lustig brennt und knistert und im Zimmer wohlige Wärme verbreitet. Der Gardist aber steht draußen, gebannt durch ein tückisches Geschick, das ihm gerade heute die Wache zufallen ließ, dabei noch nutzlos, denn seit zwei Stunden schon hat niemand die hölzerne Brücke passiert.

Doch endlich — beim Meerfräulein in Großlaufenburg bog eine Gestalt um die Ecke und schritt der Brücke zu. Es war ein schäbiger Handelsmann, über dessen Schulter ein dichtgefüllter Sack hing. Keuchend wankte er näher — zum Teufel! — was blickt der Mensch so scheu und ängstlich um? Wieder rastete er am Ausgang der Brücke und wollte dann mit rascheren Schritten am Schilderhaus vorbei. Doch „halt!“ brüllte der Mann des Gesetzes mit dem ganzen Grimme seiner Würde und seiner galligen Stimmung.

Erschrocken blieb der Alte stehen.

„Hab' den Herrn Gardisten gar nicht gesehen,“ murmelte er verlegen. „Bitt' um Entschuldigung.“ Er lüftete demütig grüßend die schmutzige Mütze und wollte weiterschreiten.

Doch wieder bannte ihn ein donnerndes „Halt!“ des Zollwächters, dessen Mißtrauen durch das unsichere Wesen seines Opfers im höchsten Grade wachgerufen war.

„Was habt Ihr in dem Sack?“

Über das Gesicht des Alten glitt ein verschmitztes Lächeln.

„Einen Hund.“

„Einen Hund!“ riefen der Wächter und Herr Siedler, der Kontrolleur, welcher inzwischen in die Thüre des Zollbureaus getreten war, überrascht aus.

„Nun ja, einen Hund,“ wiederholte der Handelsmann, sich gegen Siedler wendend.

„Wollt Ihr uns foppen, Mann? Den Sack aufgebunden!“

„Was ist da Besonderes,“ wendete der Träger ein. „Es ist der Hund vom Dreher-Naz in Großlaufenburg. Ich soll ihn nach Thiengen zum Sonnenwirt bringen, der ihn gekauft hat.“

„Werdet Ihr sofort den Sack aufbinden, verdammter Alter!“ brüllte Herr Siedler, kirschrot vor Zorn.

„Warum nicht, warum nicht! Aber es ist ein bissiges Vieh, Euer Gnaden, drum hat ihn der Dreher-Naz in den Sack gesteckt. Ich bin an nichts schuld, wenn's giebt ein Unglück!“

BLB Karlsruhe

Allein schon kam die menschenfreundliche Warnung zu spät. Ungeduldig hatte Siedler an der Schnur gezogen und aus dem halbgeöffneten Gefängnisse streckte sich zähnefletschend und fürchterlich knurrend — ein riesiger Bulldoggskopf.

Erschrocken sprang die Wache zurück, während der Händler sich furchtsam an das Brückengeländer drückte und Herr Siedler mit verblüffender Geschwindigkeit trotz seiner Gicht im Bureau verschwand.

„Packt die Bestie wieder ein," schrie er nach einigen Sekunden totenblaß und keuchend vom Fenster herunter, aber weder der tapfere Messer noch der Handelsmann getrauten sich, ihre Stellung zu verändern.

Inzwischen schälte sich das Untier aus seiner Umhüllung heraus, und kaum seiner Fesseln entledigt, sprang es mit drohendem Gebell über die Brücke zurück.

Noch stand der Gardist wie versteinert, der Handelsmann lamentierte: „Hab' ich nicht gesagt, ein Hund?! Wenn ich ihn nicht mehr finde, wer wird mir geben die 20 Thaler, die er gekostet hat?"

„Packt Euch zum Teufel, alter Schuft," entgegnete Herr Siedler ärgerlich. Seit wann transportiert man Hunde im Sack?"

„Seit wann? Wenn es so bissige Köder sind! Ich reklamier' die 20 Kronenthaler vom Steueramt."

„Jedenfalls ist er zu seinem Herrn zurückgelaufen. Sucht ihn beim Dreher-Naz," legte sich der Gardist ins Mittel.

„Natürlich," bekräftigte Siedler eifrig. „Holt ihn zurück." Und das Fenster flog klirrend zu.

„Muß ich bis Karlsruhe, so verlange ich Schadenersatz," versicherte der Handelsmann nochmals.

Erschrocken sprang die Wache zurück.

Dann raffte er den Sack auf und folgte eiligen Schrittes den Spuren seines Flüchtlings.

Die Wache zog sich brummend in das Schilderhaus zurück — melancholisch rauschten unten die Wogen fort und einförmig tröpfelte es weiter im dämmernden Thal.

Bald erklang das Ave-Maria-Läuten in beiden Schwesterstädtchen, den fleißigen Händen die Feierstunde kündend. Noch eine kurze Weile und auf beiden Seiten des Rheins flammten die Straßenlichter auf und reges Leben entwickelte sich in den winkeligen Straßen.

Wie das kicherte und rumorte in den Reihen der malerisch gekleideten Mädchen und Burschen! Haufenweise zogen sie über die alte Brücke, nicht achtend des mürrischen Wetters, waren sie doch frei für heute und ledig aller Pflicht.

Behäbig schritten die Bürger am Zollhause vorbei, Vetter Kunde und Vetter Heinz, Bürgerfrauen und Mädchen eilten hinüber und herüber zum Besuche.

Der Cerberus am Schilderhause ließ niemand unbeachtet, ja mehr als seine Pflicht war, prüfte er forschenden Blickes die Wagen, die Körbe und die Kannen.

Da, inmitten eines Trupps Bürgersleute näherte sich auch wieder unser Bekannter, der alte Handelsmann. Der Zollwächter warf einen scheuen Blick auf den Sack, der neuerdings strotzend gefüllt war.

„Glück hats Steueramt gehabt," rief der Alte schmunzelnd. „Schnurstracks ist er gelaufen zum Dreher-Naz."

Und sich zu Messer wendend, fügte er arglistig bei: „Wollen Sie das Vieh noch einmal sehen, Herr Gardist?"

„Schert Euch zum Henker," brummte der Graubart.

Eifrig wandte sich darauf der Handelsmann zu Herrn Siedler.

„Aber Sie möchten das Tier ganz gewiß gerne sehen, Herr Kontrolleur?"

„Herr!" donnerte der Thorschreiber, „Sie sind ein Unverschämter!"

„Entschuldigen Euer Gnaden, aber ich hab' geglaubt, Sie müßten sehen, was ich im Sack habe!"

Drohend erhob Herr Siedler den Stock, um den Spötter zu züchtigen.

„Ich geh', ich geh', gestrenger Herr," rief der Alte mit eigener Betonung. „Ich geh', mit Ihrer gütigsten Erlaubnis, und unterthänigsten Dank für die gütige Nachsicht!"

Mit schadenfrohem Lächeln hatten die Umstehenden die Scene beobachtet und sich an der wachsenden Erregung der Zöllner ergötzt.

Der Handelsmann schritt nun eine kurze Strecke weiter, gefolgt von den Zeugen des Vorgangs, unter welchen sich auch Schlumm, der Apotheker, Hanzei, der Förster, und Weller, der Barbier befanden. Selbstverständlich war das Trifolium im Begriffe, ihre Schritte dem Sternen zuzuwenden.

Plötzlich blieb der Alte stehen. Er warf den Sack zur Erde und löste rasch die Schnur.

„Leute von Laufenburg," erklang eine Stimme in freudigster Erregung, „ich bitt' um Zeugenschaft für ehrliches Geschehnis!"

Die schmutzige Kappe flog herunter, die Perücke und der falsche Bart folgten nach — mit strahlendem Auge, hoch aufgerichtet stand der — Heiner!

„Hurra! das Meisterstück," jauchzte der Barbier und that einen gewaltigen Freudensprung.

Und „Hurra! das Meisterstück," riefen die Nach-

folgenden jubelnd und lachend. Der Zusammenhang war jedermann klar, hatte doch Heiners Verschwinden und seine Wette lange Zeit den Gegenstand der Unterhaltung in den Städtchen gebildet. Aus dem umgestülpten Sacke kam ein prächtiges Kalb zum Vorschein; unter dem Freudengeschrei des Schwarmes nahm es Heiner auf die Schultern — da kam neugierig der Siedler herangeschlichen und sah Heiner mit seiner Trophäe. Erbleichend prallte er zurück, dann verlor er sich rasch in der Dunkelheit.

Der Heiner aber wandte sich zur Menge: „Wer lustig sein will, Laufenburger, und wer einen ehrlichen Kerl lieb hat, kommt heut mit zum Sternenwirt! Alle halt' ich frei, und wenn der ganze Bettel vom Welschland zusammengeht!" Dabei klopfte der Bursche übermütig an seine Tasche, worin harte Thaler klirrten. „Der Herr Kontrolleur und der Messer sind alleweg freundlichst eingeladen. Sie sollen mir den Zoll nicht schenken!"

Unter Geschrei und Gelächter zog der Haufen hinauf zum Sternenwirt, jeden Schritt verstärkt durch neugierige Frager, und immer aufs neue berichtete der durstige Anhang die Fopperei der Zöllner.

In der Hinterstube Peters waren sie wieder alle versammelt, die Sterngucker. Und sie umringten frohlockend den Burschen, der mit unsicherem Lächeln seinem alten Meister entgegentrat. Aber wuchtig fiel Geißlers Hand in die Rechte des Burschen.

„Ich nehm' dich wieder auf, Heiner," sagte er in freudiger Erregung. „Vergessen soll sein, was zwischen uns vorgefallen. Morgen früh trittst du wieder bei mir ein und, so Gott will, werden wir uns nie wieder trennen."

„Recht ist's so," schrie der Barbier, dessen Feldherrnblick sofort die neue Situation überschaute. „Ein dreifach donnerndes Hoch dem Heiner!"

„Er lebe hoch!" jubelten die Sterngucker, und „hoch!" fiel draußen die Menge im Wirtszimmer und auf der Straße freudig ein.

„Eingeschenkt, Sternenwirt," befahl der geschmeichelte Bursche, eine Handvoll Fünflivre auf den Tisch werfend; „den Grünröcken auch," dabei zeigte er auf Siedler, welcher an der Spitze einiger Grenzwächter sich durch die Menge Bahn brach.

Doch der Thorschreiber wandte sich unwirsch ab.

„Im Namen unseres gnädigen Herrn Fürsten greift diesen Menschen," schrie Siedler, gegen Heiner zeigend, rauh und hart. „Er rühmte sich selbst des Schmuggels in frecher Verhöhnung unserer Gesetze."

Die Grünröcke drängten sich an den Burschen heran, der mit geballten Fäusten seine Angreifer erwartete.

Nikolaus Geißler tippte erregt auf seine Tabaksdose, doch der Schmied sprang auf und trat an Heiners Seite.

„Zurück," donnerte er drohend, „oder Ihr sollt Mannes Faust kennen lernen, wenn Ihr Mannes Wort vergessen, Herr Thorschreiber! War so die Absprache? Ihr habt den Burschen verleitet; Ihr seid der Mitschuldige, und wenn Bosheit und Rachsucht Eure Triebfeder gewesen, so fehlte er um höhern Preis!"

„Bravo!" ertönte Wellers Fistelstimme, „so ist die Wahrheit und nicht anders!" und durch des Schmieds Feuer gestärkt, schwenkte er seine Barbierschüssel wie eine Schlachtkeule.

„Herr Thorschreiber," rief der Krämer, „noch mehr: Ein Mann, ein Wort! Hundert Gulden habt Ihr dem Heiner blank zu zahlen nach ehrlichem Handelsrecht."

Das dürre Männlein wechselte vor Zorn die Farbe, die grauen Äuglein glitzerten, als wollten sie den Krämer durchbohren.

„Ich walte meines Amtes, damit basta! Was soll ein unbedachtes Wirtshausgeschwätz. Habt Ihr's schriftlich, Herr Naseweis? Dann freilich wollte ich mich nicht weigern."

In diesem Augenblick trat Lucki, Geißlers Tochter, aus der anstoßenden Küche in die Stube. Ihre Wangen glühten vor Erregung. Sie schritt direkt auf Siedler zu und machte höhnisch einen tiefen Knix.

„Gott zum Gruß, Herr Ehrenfest. So also ist des Herrn Seele beschaffen. Nur Schriftliches erkennt Ihr an? Ein edler Mann fürwahr, doch, Gott sei Dank, Euch kann gedient werden!"

Mit hastigem Griffe entnahm Lucki ihrem Täschchen ein rosafarbenes Papier. Sie hielt es dicht vor Herrn Siedlers Augen. „Kennt Ihr die Schrift? Ihr schweigt, nun gut, es ist die Eure. Am Luisentage habt Ihr es geschickt mit dem großmächtigen Strauß. . . . . Sorgsam hab' ich alles aufgehoben, um es dem Heiner bei seiner Rückkehr zu zeigen. Hört also," wandte sie sich keck an die Versammelten, „was schriftlich der Herr Kontrolleur verspricht! Das Poem ist lang und nicht übermäßig gescheit, so daß ich Euch manches erlassen kann. Am Schluß aber steht klar und deutlich von des Herrn Thorschreibers eigener Hand:

„Wünsch dir Sonne, Mond und Sterne,
„Wünsch das schönste Kleinod dir,
„Was ich kann, ich geb' dir's gerne
„Gegen einen Kuß von dir."

Kaum hatte das Mädchen in schalkhaftem Tone diese Zeilen beendet, als sie rasch auf den Thorschreiber zueilte und einen herzhaften Kuß auf seine Lippen drückte.

„Da habt Ihr den Kuß, Herr Siedler, mein Freier, bekomm's Euch wohl — ich aber, ich fordere — meinen Heiner!"

Wieder jauchzte die ganze Sterngucker schar Beifall, Geißler aber rief milden Tones Lucki heran, und es leuchtete wie Stolz in seinen Augen, als er seine Tochter dem Burschen zuführte.

„Reicht euch die Hände, Kinder," sagte er feierlich. „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Ich bin alt und eigensinnig und kurzsichtig — haust ihr jetzt mit frischen Kräften."

Beglückwünschend umdrängte die Menge das liebliche Paar.

Siedler, welcher seine Partie hier verloren sah, wollte die Sache nicht zu weit treiben, weil er immerhin selbst Anlaß zu dem Streiche Heiners gegeben hatte.

Doch um keinen Preis mochte er aus verletzter Eigenliebe als total Geschlagener das Feld räumen.

„Gevatter Geißler," hub er wegwerfenden Tones an, „ich entbinde Euch Eures Wortes. Mag der Bursche frei ausgehen. Will die Jungfer den Habenichts heiraten, so stehe ich nicht im Weg. Ich wünsche, daß Ihr den heutigen Tag nicht zu bereuen habt."

„Amen," fügte der Heiner hinzu. „Doch was das Bereuen betrifft, so seid ohne Sorgen. Mein Weib weiß ich zu ernähren und geht's mit dem Handwerk nicht mehr, so werd' ich Schmuggler, aber nur in Eurem Revier, Herr Thorschreiber."

Siedler winkte den Grünröcken zum Abzug.

„Ja, aber wie ist's mit den hundert Gulden?" fragte der Krämer und rief durch seine Mahnung schallendes Gelächter der Sterngucker wach.

„Hohen Preis," sagte Heiner auf Lucki zeigend, „hat er schon bezahlt. Doch zahlt er mir gewiß dreihundert Gulden, wenn ich noch einen Hammel schmuggle."

BLB Karlsruhe

„Heiner!“ riefen Lucki und Geißler mahnend. Doch dieser ließ sich nicht beirren. „Gilt's, Herr Thorschreiber?“ fragte er noch einmal.

Siedler erklärte sich einverstanden, froh, auf so gute Art aus der peinlichen Situation herauszukommen. Natürlich hegte er die Erwartung, den heutigen Tag mit Zinseszinsen heimzuzahlen.

„Ich schlage vor, die Wette schriftlich zu machen,“ meinte der Apotheker.

Siedler stimmte auch hier zu. Das sonderbare Schriftstück wurde vom Notar in aller Form aufgesetzt, und nachdem es durch Unterschrift und kräftigen Schluck bestätigt war, machte sich der Zöllner mit seinen Leuten aus dem Staube. Auch die übrigen zogen ab, wie sie dem neidischen Messer liebevoll anvertrauten, hinüber ins Meerfräulein zu Großlaufenburg, um Heiners Verlobung zu feiern.

* * *

Der Frührotschein leuchtete schon, als die wackern Zechbrüder, vom Meerfräulein kommend, die Brücke überschritten. Siedler hatte die Nacht kein Auge geschlossen. Er lehnte am Fenster und starrte hinaus in die Dämmerung. Als er das Gejohle der Heimkehrenden vernahm, zog er sich zurück.

Ihn ekelte das Übermaß und heute besonders die lärmende Fröhlichkeit.

Schwankenden Schrittes stolperten die Nachtschwärmer einher und es schien, als ob die Hauptgasse nicht breit genug für sie sei.

Noch stand der Messer mürrisch im Schilderhause.

Wieder philosophierte er über sein Schicksal und das anderer, glücklicherer Menschenkinder.

Wie sie geknieht haben mußten, die Sterngucker, die Herrenleute. Und gar der Barbier!

Da führten sie den verdammten Bartschaber, nein, sie schleppten ihn, der Geißler und Heiner je an einem Arm, und Heiner hielt ihn überdies mit dem andern Arm liebevoll umschlungen. Nicht mehr gehen konnte er, der Söffel, kraftlos fiel er in seine Beine; es war überhaupt kein Gehen mehr, sondern ein Schleifen.

Der wohlbekannte blaue Frack mit den gelben Knöpfen baumelte im Straßenkot, der breiträndige Schlapphut saß ihm tief im Gesicht.

Der Gardist wandte sich ab und blickte in die Fluten. Doch sei es zur Ehre des biedern Messer gesagt, daß nicht Abscheu sein Herz erfüllte, sondern Neid über das fabelhafte Glück des Barbiers — was mußte der Schaumschläger kostenfrei vertilgt haben!

„Grüß Gott,“ riefen die beiden Metzger beim Vorübergehen höflich, und dem Messer schien es, als lallte auch der Barbier einen unverständlichen Gruß.

„Guten Morgen,“ erwiderte Messer trocken, ohne umzuschauen, und pfiff grimmig weiter, denn er merkte, daß die Kumpane im Vorübergehen schadenfroh lachten.

An der Biegung des Weges in Kleinlaufenburg machten sie zusammen Halt. „Siedler heraus!“ erscholl es auf Kommando aus zehn kräftigen Kehlen. Als das Geschrei kein Ende nehmen wollte, steckte der Thorschreiber seinen Kopf durchs Fenster. Und ein merkwürdiges Wunder war zu schauen. Der wohlbekannte Schlapphut des Barbiers flog im breiten Bogen durch die Luft — nahe an des Kontrolleurs Nase vorbei — und darunter erschien ein feister Hammel, das Maul zugebunden, und mit dem dümmsten Gesichte der Welt. Jetzt hatte der geplagte Zöllner genug. Eiligst verschwand er vom Fenster und fiel stöhnend in seinen Sessel zurück.

„Grüß Gott!“ riefen die beiden Metzger beim Vorübergehen höflich.

* * *

Im Frühjahr gab es eine große und prunkvolle Hochzeit, und der Heiner und Lucki waren nach allgemeinem Urteile das schönste Brautpaar seit langer Zeit. Alle vergnügten sich köstlich; Frau Geißler trug ein funkelnagelneues Seidengewand, und Messer zechte fast noch kühner als der triumphierende Barbier, welcher fortwährend behauptete, er sei die Ursache von Heiners Glück, weil der Hammel ihm zur Verwechslung ähnlich gesehen.

Aber Siedler war nicht dabei. Er hatte sich bald nach jener abenteuerlichen Nacht versetzen lassen und war überhaupt nicht mehr beim Zoll, sondern im Steuerfach. Jetzt schikanierte er die Bauern in jenen schönen Gegenden des Unterlandes, wo man keinen feurigen Wein, sondern nur unschädlichen Apfelmost trinkt.

Die verbrieften dreihundert Gulden hat der Notar aber trotzdem von ihm beigetrieben.

Geh an mir vorüber, Kelch des Leidens,
Nennen sie dich auch den Kelch des Lebens!
Früh genug erwacht das Weh des Scheidens
Von der Stätte unsres regen Strebens.
Wird die Spanne Zeit, die uns beschert ist,
Wo das Leben rot die Wange malt,
Und wo uns Bethätigung gewährt ist,
Nicht schon reichlich mit dem Tod bezahlt?

Die sieben Schwaben.

Eine Dorfgeschichte von W. Karl.

Alljährlich um die Zeit der Heuernte kamen in das wohlhabende Pfarrdorf Grafenried die sieben Schwaben; aber nicht die, welche der Leser aus der Fabel kennt, sondern sieben wirkliche leibhaftige Schwaben, sieben ledige Brüder. Eigentlich waren sie zu Holzhausen in Schwaben daheim, wo sie mit ihrer alten Mutter oder, wie sie sagten, „Motter" zusammen in einem kleinen Häuschen wohnten. Jeder von ihnen trieb seine eigene Hantierung; der eine war Schuhmacher, der andere Brunnenmacher, ein dritter Bürstenbinder, ein anderer, welcher etwas hinkte, trieb den Juden das Vieh auf den Markt u. s. w. Was sie verdienten, trugen sie getreulich der Motter nach Hause, welche mit dem Geld alles bestritt, was die Familie nötig hatte, und noch etwas zurücklegte. Der Vater war schon lange gestorben; er war Steinhauer gewesen, hatte, wie mancher Steinhauer, viel Geld verdient, aber einen übergroßen Durst gehabt. Da bekam er — gleichfalls wie viele seiner Standesgenossen — die Auszehrung, legte sich hin und starb, mit Zurücklassung einer händeringenden Witwe und sechs kleiner lebendiger Kinder, wozu das siebente bald kommen sollte. Da gab es natürlich harte Jahre und schmale Bissen, indem kein Vermögen vorhanden war als das Häuschen mit einer Hypothek drauf. Indessen die wackere Frau half sich durch. Sie arbeitete wie eine Verzweifelte, des Sommers im Felde, des Winters im Walde; sie wusch, nähte, that Botengänge, pflegte Kranke, sie nahm jede Arbeit, wie sie kam — und es gelang ihr. Ja, was noch höher anzuschlagen ist: Sie erzog alle ihre Kinder zu rechtschaffenen Menschen, freilich mit übermenschlicher Anstrengung. Sie nahm sie nämlich fast überall mit hin; wenn sie auf das Feld ging, hingen zwei am Rock, eines saß auf dem Arm, zwei lagen im Kinderwagen. Sie mußte bei schwerer Feldarbeit noch das Häuflein beobachten, Streit schlichten, Unheil verhüten, schelten und strafen. Aber es ist ihr alles gelungen; die Knaben sind alle leiblich und geistig gesund geworden bis auf einen, welcher ein wenig hinkte. Sie waren nach alttestamentlichen Helden genannt, z. B. Melchisedek, Gideon u. s. w. Der jüngste hieß Jakob oder Jobbi und war der schönste und klügste von allen. Der Hinkende erhielt von den Brüdern wegen seiner roten Haare den Namen „Herodes", den er sich bald ruhig gefallen ließ. So wurden die Knaben zu Männern, und zu rechten Männern, von denen gottlob keiner dem Vater nachartete; denn sie blieben fleißig und sparsam und gehorchten der Mutter, wie Kinder sollen.

In der Sommerszeit nun pflegten die sieben Brüder weit ins Land hinein, ja sogar noch über die Grenzen hinaus zu wandern, um Gras zu mähen oder Frucht zu schneiden, da diese Arbeiten auf dem Land am besten bezahlt sind. So zogen sie auch jedes Jahr nach Grafenried. Wenn vom dortigen Rentmeister an die Mutter der Brief eintraf: „Das Gras ist zeitig, die Schwaben sollen kommen," dann legte jeder seine Arbeit weg, dengelte seine Sense und rüstete seinen Wetzstein; die Mutter legte Hemden und Hosenträger zurecht, und gewöhnlich am Samstag morgen, früh um 2 Uhr, marschierten die Brüder ab. Es war dann schon später Abend, wenn sie in Grafenried ankamen. Aber welche Freude empfing sie da! Aus allen Fenstern tönte es: „He, au wieder hiesig?" „Lebt die Motter noch?" „Ihr kommt früh," „Ihr bringt schön Wetter"; so daß der Jobbi, welcher für die Brüder das Wort führte, nur Mühe hatte, überallhin zu antworten: „Grüß Gott, he jo!" Und erst die Schulbuben hatten eine Freude! Denn waren einmal die Schwaben da, dann mußte mit der Heuernte begonnen werden, und der Pfarrer konnte trotz Regenwetter die Heuferien nicht mehr widerrufen.

So gelangten die sieben Schwaben endlich in ihr Quartier im Hause des Rentmeisters. Der Herodes war ja auch schon müde, da er doppelt so viele Schritte machen mußte als die Brüder. Aber wie mundeten nun die gebrannte Mehlsuppe und die gebratenen Kartoffeln, mit Grieben und Speck untermischt! Wenn das Mahl fertig war, so setzten sich die Brüder in den Hof auf die Staffel, zu den versammelten Bauern, um zu plaudern und den Plan zu machen. Bis tief in die Nacht ging die Unterhaltung, um am Morgen in aller Frühe wieder fortgesetzt zu werden. Aber dann, wenn es zum erstenmal läutete, gingen sie hinauf in die Speicherstube, in ihr Losement, und machten sich fertig zur Kirche. Dort saßen sie breitspurig, mit ernsten Gesichtern, auf der obersten Bank neben der Orgel, wo sonst die alten Junggesellen des Dorfes saßen, strahlend in ihren weißen Hemdärmeln, denn die Sonntagsröcke ließen sie zu Hause bei der Mutter; die ganze Gemeinde hatte ihre Freude an den braven Schwaben.

Warum hatte man sie eigentlich so gern und machte soviel Aufhebens von den schlichten Menschen? Ich wüßte es selbst nicht zu sagen; es war eben einmal so. Man bewunderte ihre saubere, schöne Arbeit; man mußte sie im stillen loben, wenn sie so staffelförmig hintereinander im hohen Grase standen, gleichmäßig wie das Perpendikel an der Uhr mit den Sensen ausfahrend, daß sich ächzend und knarrend die Grasbüsche auf die Seite legten. Man bewunderte den Brunnenmacher wegen seiner hervorragenden Wetterkenntnis; kurz, man hatte sie alle herzlich lieb. Darum nahm man es nicht so genau mit dem ausbedungenen Lohn, sondern gab auch etwas drüber, wenn die Mutter kam.

Nämlich am Ende der Heuernte fuhr jedesmal auf einem hochbeinigen altmodischen Wagen, gezogen von einem ditto Rößlein, hochragend die Motter ins Dorf, um den Lohn zu holen: Geld, Laibe Brot, Speck, auch Stücke Leinwand und Wolle zu Strümpfen. Die alte Frau oder vielmehr das Rößlein brauchte zwei Tage zur Reise, weshalb die Motter ihr gewaltiges Bett mitführte, in welchem sie auf offener Straße zu übernachten pflegte. Schwer beladen kutschierte sie am nächsten Tage wieder mit dem Jobbi heimwärts, wäh-

BLB Karlsruhe

rend die andern marschierten. Das Rößlein strich sich aber jedesmal den Tag in Grafenried in seinem Kalender rot an, so gut wurde es von allen Seiten gefüttert.

So war es nun schon seit etwa 17 Jahren gewesen und jetzt war der Jüngste, der Jobbi, bereits 35 Jahre alt. Da aber geschah etwas, das mächtige Aufregung in Grafenried hervorrief.

Wieder saßen die neu angekommenen Schwaben im Hofe auf der Staffel, und der Jobbi diskurierte mit den Bauern. Auf einmal fragt der Nachbar: „Deine Mutter muß wohl auch alt sein, Jobbi?"

Der Jobbi raucht gewaltig und sagt: „He jo, an Ägidi war's einundsiebenzig."

„Kommt sie dies Jahr wieder mit dem alten Fuchs?"

Der Jobbi rauchte gewaltiger und sprach: „Dies Jahr kommt sie nicht."

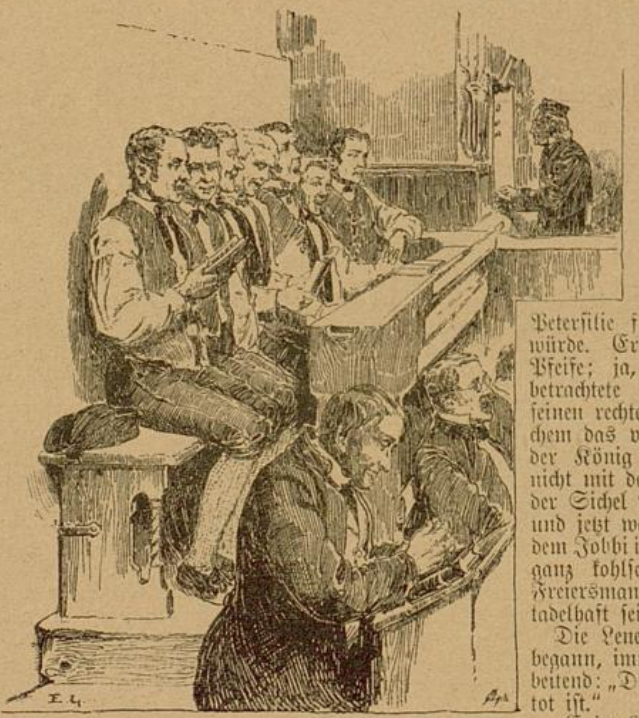
„So, und warum denn nicht?"

Der Jobbi qualmte, daß man den Tabak knistern hörte, und antwortete: „Weil die Motter an Michaeli gestorben ist."

Tiefe inhaltsschwere Stille folgte diesen Worten. Der Bauer macht keine Phrasen, aber er fühlt mit, oft mehr als der Städter, welcher, ohne etwas zu denken, seine gelernten Beileidsphrasen herausbaspelt. Die Brüder verstanden auch dieses Schweigen, als sie ernst und düster, die Hände vor den Knien zusammengefügt, vor sich auf den Boden schauten. — Die Motter war an einem Herzschlag plötzlich gestorben.

Aber dies war noch nicht die größte Überraschung, welche die diesjährige Heusaison brachte. Wie wollen wir es nennen, was zunächst geschah? Der Jobbi war verliebt? Nein, das war er nicht. Aber er wollte heiraten. Warum denn? Und wen?

Nach dem Tode der alten Mutter ging es nicht mehr recht zu. Zwar sollte der König Herodes eine Zeitlang den innern Dienst, wie Kochen, Backen u. s. w., besorgen, aber er hatte es schon nach einigen Tagen satt. So behalf man sich denn so gut als es ging, aber es ging schlecht. Darum begann eines Tages beim Essen, als die Knöpfle wieder ganz schwarz geraten waren, Melchisedek, der Älteste: „Ich meine halt, es sollt' wieder ein Weibsbild ins Haus." Niemand erwiderte, aber am nächsten Tage setzte der König Herodes das Gespräch fort: „Hast ganz recht, Melcher, es sollt' einer eine heiraten." Und am Sonntag war man schon so weit, daß der große Melchisedek endgültig aussprach: „Der Jobbi ist der Gescheitste, der soll eine heiraten."



Dort saßen sie breitspurig, mit ernsten Gesichtern.

Da der Jobbi nichts erwiderte, so nahm man die Sache als ausgemacht an und betrachtete von Stund an den Jobbi als Freiersmann. Also ging der Jobbi „eine" freien. Aber wen?

Er wußte schon lang, wen er liebte; es war die Lene, die Dienstmagd des Rentmeisters von Grafenried, eine brave, überall gelobte, dabei hübsche und starke Person von etwa 30 Jahren. Schon seit Jahren war der Jobbi zärtlich gegen sie, d. h. er trug ihr wohl einen Kübel Wasser vom Brunnen, welche Sünde er aber redlich wieder durch eine Grobheit gut zu machen suchte. Nie hatten sie ein Wort gesprochen, aber jedes wußte, der oder die ist's, die ich heiraten möchte, und niemand anders. Aber warum haben sie es nicht gethan? Weil der Jobbi sich schämte, mit seiner Motter von solchen Dingen zu reden; lieber wartete er ab, bis die Motter tot war. Jetzt aber mußte es geschehen.

Am Sonntag-Morgen hatte der Jobbi in der Kirche einen blauen Schlupf an, was schon auffallen konnte. Nach der Kirche aber begab er sich gleich in den Garten, weil er wußte, daß die Lene um diese Zeit Sellerie und Petersilie für die Suppe holen würde. Er stopfte feierlich seine Pfeife; ja, jetzt zum erstenmal betrachtete er mit Herzeleid seinen rechten Zeigefinger, an welchem das vorderste Glied fehlte; der König Herodes hatte es ihm nicht mit dem Schwert, aber mit der Sichel vor Jahren abgehauen, und jetzt war der Stummel, mit dem Jobbi immer die Pfeife stopfte, ganz kohlschwarz geworden; ein Freiersmann aber sollte doch untadelhaft sein!

Die Lene kam und der Jobbi begann, immer an der Pfeife arbeitend: „Du weißt, daß die Motter tot ist."

„E jo, Gott helf' ihrer Seel'!"

„Es muß aber wieder ein Weibsbild ins Haus."

Die Lene schwieg und errötete tief.

„Darfst mir glauben," fuhr der Freier fast hart und zornig fort, „wenn die Motter nicht faulen würd', würd' ich dich nicht drum fragen, ob du mich heiraten thätst. Die Brüder wollen's aber partout haben." Da machte die Lene einen Satz über den Salat, rannte den Garten hinauf nach der Scheuer und verschwand. Der Jobbi aber schaute ihr glückselig nach, denn er wußte, daß das in ihrer Sprache „Ja" bedeutete.

Die Lene schaute an jenem Tage den Jobbi nicht mehr an. Wohl aber setzte sie sich in ihre Kammer und schluchzte. Nicht lange darnach kommt der Jobbi, setzt sich auf einen Stuhl und wartet geduldig, bis sie ausgeweint hat; dann fragt er, so weich und zärtlich als er kann: „Was sein muß, muß bald sein. Willst heut' über vier Wochen?" Die Lene hebt das Gesicht auf, schaut den Jobbi an und nickt mit dem Haupte.

BLB Karlsruhe

Der Bund zweier Herzen war geschlossen ohne Kuß, fast ohne Worte, ohne Sentimentalität; die Liebe war nicht heiß und förmlich, aber tief und ernst. Denn der Bund fürs Leben heißt bei diesen Menschen nicht der Anfang von Vergnügen und Sonnenschein, sondern ein Bund zu gegenseitiger schwerer Arbeit und ernster Lebensführung. —

Am Sonntag nach der Heuernte war Tanzmusik. Sonst ging keiner von den sieben Schwaben auf den Tanzboden, sondern sie saßen solide im Wirtsgarten unter dem Lindenbaum und tranken Wein. Heute aber geschah etwas Unerhörtes. Als der Jobbi die Lene vorsichtig ins Wirtshaus schleichen sah, rief er unternehmend: „Alle hopp!", stand auf, und die Brüder folgten ihm auf den Tanzboden. Ihre dürren sehnigen Gesichter füllten sich glänzend mit Freude und Erwartung, denn sie merkten wohl, was ihr Jüngster im Sinne hatte, und waren glücklich über seine Wahl. Der Jobbi aber schreitet stolz, fast verwegen, durch den Tanzsaal, erfaßt die Lene und schwenkt sie wahrhaftig herum. Alles staunte! Die Tanzenden hielten inne, um das seltsame Paar zu betrachten. Jauchzende Zurufe trafen das Ohr des tanzenden Jobbi. Zwar am Anfang ging's nicht ganz eben, weil die Lene nach Landesart auf den Fußspitzen tanzte, während der Jobbi, ebenfalls nach Heimatsbrauch, langsam und feierlich sich auf den Absätzen drehte. Aber nach einigen „Taktlosigkeiten" ging es vortrefflich. Die Musikanten bliesen dreimal stärker als sonst, der Jobbi fuchtelte übermütig mit den Beinen in der Luft herum — hört, er jauchzt und stampft —, da hört die Musik auf, noch ein Stampfer, und der Jobbi steht wie ein Baum.

„Du weißt, daß die Mutter tot ist."

Jetzt löst sich der Jubel auf. Dutzende von Gläsern strecken sich dem Jobbi entgegen, Burschen und Mädchen drängen sich um ihn. Aber wie er seiner Braut ein Glas reichen will, ist sie verschwunden; sie hat sich gar zu sehr geschämt und ist deshalb hinunter in die Stube entflohen. Aber der Jobbi weiß, was ritterlicher Brauch ist. Er sucht die Braut auf, er zieht sie an der Hand hinter sich her durchs Gewühl in den Garten an seinen Tisch, wo die Brüder bereits auf das Paar warten, alle freudestrahlend, weil ihr Jüngster so bezaubernd getanzt hatte. Sie reden nichts, aber sie strecken der Braut des Bruders die Gläser entgegen und stoßen ungelenk mit der sich immer noch Schämenden an; eine Gruppe glücklicher, guter, tüchtiger Menschen. Die Grafenrieder aber wurden nicht müde, an den Tisch zu kommen, zu lachen, auch zu uzen, anzustoßen, zu trinken. Jedermann sagte, die zwei hat Gott zusammengeführt.

An jenem Abend blieb der Jobbi zum erstenmale in seinem Leben länger als bis zum Betzeitläuten. Als er in seinem Losement ankam, schnarchten die Brüder bereits einen Tanz um den andern herunter. Aber der Jobbi konnte nicht schlafen; die Hitze, der Wein und die Schnaken brachten ihn in unbegreifliche Aufregung. So kam ihm der Gedanke, diese Nacht draußen im Garten auf dem kühlen Erdboden zuzubringen. Gedacht, gethan. Er erhob sich und schritt zur Thüre. Aber noch einmal die zwei Treppen hinab? Da mußte er ja den Rentmeister noch einmal wecken! Und was würde dieser sich für Gedanken machen? Der Jobbi war heut einmal so waghalsig und übermütig aufgelegt, daß ihm der Gedanke kam, durch das Fenster in den hohen Schopf zu klettern, und von da mit der Leiter oder am Pfosten den Erdboden zu erreichen. Er wagte sich wirklich hinaus auf das dünne Gebälke. Drüben überm schmalen Hof war die Schlafkammer der Lene; er hörte deutlich in der stillen Nacht ihre tiefen gesunden Atemzüge, und ein glückliches Lächeln schlich sich über seine Lippen. Da giebt auf einmal der Halt für den Fuß nach; er wankt! Barmherziger Gott . . . er sinkt! Er will schreien, unterdrückt es aber, um niemand zu stören. Schwer schlägt sein Kopf an einen Balken an, dann noch einmal, dann ein Knall. Zerschmettert ist sein Schädel an den Steinplatten des Hofes. Aber keines Menschen Auge hat's gesehen, keines Menschen Ohr gehört. Stumm, tot, blutig liegt der Jobbi mit ausgebreiteten Armen am Boden.

Als der Morgen graute, stand die Lene auf, singend, denn ihr Herz jauchzte der Minute entgegen, da sie ihren Bräutigam wieder sehen sollte. Sie öffnete das Fenster und schaute zuerst nach Wolken und Wetter, dann nach dem Boden. Da sah sie das entsetzliche Unglück und ihre roten Wangen erblaßten. Bebend schloß sie ihre Thüre auf und ging über den Hof. Er ist es, ihr Verlobter!

War das noch die schweigsame, schüchterne Jungfrau? Nein, es war ein leidenschaftliches, schmerzdurchwühltes Weib. Ein Schrei gellte durch die Morgenfrische, ein Schrei, wie ihn nur ein Weib in höchster Angst und Qual ausstoßen kann. Dann nahm sie den Kopf des Geliebten in ihren Schoß, sie wischte das Blut ab, das aus Nase, Mund und Ohren geronnen war; sie betete, flehte, rief hundertmal ihrem Jobbi. Was achtete sie es, daß Menschen, zitternd und bebend, halb schlaftrunken, um sie herumstanden? Daß die Kinder und Weiber weinend, sich an den Rockschößen der Männer haltend, hinter deren Rücken hervorlugten? Sie sah nichts als den bleichen Jobbi. „Mein Jobbi, lieber Jobbi, so hör doch nur ein einzig Mal, du liebes Herz! Ach, warum hast du so hoch naufsteigen müssen,

warum hast du so bös sterben müssen, ohne Bereitung und Trost? Ach, du liebste, liebste Seel', werd' doch nur ein einzigmal wieder lebendig!" —

Der Jobbi war tot. Am Dienstag abend fand die Beerdigung statt. Aber selten hat wohl eine solch tiefe, schmerzliche Trauer alle Herzen erfüllt, wie in jenen Tagen. Der Pfarrer, ein junger und beredter Mann, schämte sich so wenig der Thränen als das älteste Weiblein. Die verlassene Braut aber stand wieder fest da, zwar tief erschüttert, aber in starker Ergebung in Gottes Willen sich emporrichtend. Es klang ihr wie Gottes Stimme, als der Pfarrer am Ende seiner Rede mit lauter Stimme über die Gräber dahinrief: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude." Ja, treu war er gewesen, treu wollte seine arme Braut auch sein; sie wollte sorgen für die armen Brüder so gut als ob sie Jobbis Weib geworden wäre. Dieser Entschluß reifte ihr am Grabe des geliebten Toten.

Am andern Morgen, in dämmernder Frühe, stiegen die sechs Brüder schweigend den Grafenberg hinan, der Heimat zu. Als sie am Kirchhof vorbeikamen, schauten sie weg, denn keiner wollte vor dem andern weich gelten. Aber einer um den andern drehte sich um, scheinbar um Atem zu schöpfen, in Wahrheit aber, um dem armen toten Bruder einen langen, innigen Abschiedsgruß zuzuwinken. Oben, wo der Wald beginnt, kamen sie wieder alle zusammen, schluchzend wie Kinder. Eben ging die Sonne hinter dem Grafenwald auf. Kühl war die Luft, feucht das Gras. Mit langen Schritten stiegen die Brüder in den grünen Wald hinein, der Sonne und der Heimat entgegen. —

Es dauerte nur einige Tage, so spannte der Rentmeister von Grafenried seinen jungen Schimmel ein, lud allerlei Hausrat auf den Wagen und klatschte mit der Peitsche. Da trat aus dem Hause, mit einem Pack unter dem Arm, die treue Lene. Schluchzend stieg sie auf den Wagen, schluchzend standen Frau und Kinder auf der Staffel. Dann warf die Lene noch einen unsagbar traurigen Blick auf die feuchte, mit weißem Sand bestreute Stelle unter dem Holzschopf, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus. Wohin? Nach Holzhausen, wo die sechs Brüder wohnten. Dort lud die Lene rüstig ihre Habseligkeiten ab, bezog die Stube, welche früher die Mutter bewohnt hatte, und führte den Schwaben die Haushaltung. Sie ehrten die Lene als die Braut ihres Bruders, ja wie sie einst die Mutter geehrt hatten, und lebten noch manches Jahr glücklich und zufrieden. Alljährlich zog die Lene mit ihnen zur Heuernte nach Grafenried, der alten Herrschaft ein lieber Gast. Freilich ist einer nach dem andern von den sieben Schwaben ausgeblieben; die Lene hat ihnen allen das Sterbehemd genäht und den Rosmarin auf das Grab gepflanzt. Zuletzt lebte nur noch der hinkende König Herodes, mit welchem die Lene manche Not hatte, da er sich in seinen ältern Tagen doch noch auf den Trunk legte. Nachdem auch dieser ins Grab gelegt war, ging die Lene mit ihren Ersparnissen und dem ziemlich großen Vermächtnis des Herodes nach Grafenried ins Haus des Rentmeisters zurück. Als sie starb, war zwar der junge Pfarrer auch alt und grau geworden, aber er erinnerte sich doch noch an den Jobbi, an dessen kurze Liebe und jähen Tod, und nahm zum Leichentext für die treue Braut 1. Kor. 13. 8: „Die Liebe hört nimmer auf."

Der Regimentskadett.

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Ist nichts so schön und nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett — Silhouett
Hängt über sein Bettstatt'l weg.

Hat das zweierlei Tuch ohnedies schon eine unbestrittene Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht, so waren vor der Armeeorganisation die Regimentskadetten fast überall Hahn im Korbe. Jetzt giebt es keine solchen mehr. Nur die Söhne des Adels, der Offiziere und der im Kollegialratsrange stehenden Beamten genossen das Vorrecht, bei ihrem Zugange zum Militär diese bevorzugte Stellung einzunehmen. Sie mußten von Unteroffizieren und Soldaten mit „Herr" angesprochen werden, waren von den sogenannten „Fatiguen" frei und durften Uniformen aus „feinem Tuche" tragen. So ein schmucker Regimentskadett in flotter Uniform, mit mädchenhafter Taille, natürlich engem Beinkleid und fein lackierter weißer Kuppel um die Schulter, vielleicht auch mit grünseidenen Schützenschnüren geschmückt, an denen ein silbernes Pfeifchen hing, zog schon an und für sich die Augen aller auf sich, und entsprach seinem gefälligen Anzuge und seiner schönen Figur auch noch sein sonstiges Äußere, so durfte er gewiß sein, daß sich viele schöne Augen wohlgefällig und mit freundlichem Blicke nach ihm wandten.

Das wußte auch der Regimentskadett und Korporal Alfred von Stock, der hochgewachsen, von adeligen Manieren und ein schöner junger Mann mit einem spitzen dunklen Schnurrbärtchen und dunklen Augen war. Wenn er so in den Straßen herumschlenderte, das Haubajonett, welches auf den Schützenstutzen gepflanzt wurde, im linken Arme tragend, mit der schneeweißbelederten Rechten nach rechts und links salutierend, mochte sich mancher Vorübergehende denken: „Ein hübscher Mann! Gerade wie einst sein Vater, der Major!"

Major von Stock lebte in Pension, ein kleines Häuschen mit Garten vor dem Thore der Stadt war sein Eigentum. Er war einst ein fescher Kavallerieoffizier gewesen, hatte die griechische Expedition mitgemacht und sich bei den Kämpfen in der Maina so tapfer geschlagen, daß er mit dem griechischen Erlöserorden dekoriert wurde.

Dieser letztere brachte ihm, nachdem er glücklich in die Heimat zurückgekehrt war, das Avancement zum Major. Doch mußte er infolge eines Sturzes vom Pferde, der ihm einen steifen Arm eintrug, den Dienst quittieren.

Es war hart für den noch rüstigen Mann, zur Ruhe verdammt zu sein, und um sich einigermaßen die Zeit zu vertreiben, kaufte er sich das Häuschen und verrichtete Taglöhnerdienste in seinem Garten, den er selbst bearbeitete. Dabei trug er stets die Abzeichen des

Staabsoffiziers, die Sporenstiefel, die er wohlgefällig klirren hörte, wenn er auf das Grabscheit trat, mit dem er die Gartenbeete umstach.

Seine Familie bestand aus Frau und Sohn, der etwas Latein- und etwas Gewerbschule besuchte, aber außer einer schönen Handschrift wenig sein eigen nennen konnte. Doch genügte das Wenige, was er wußte, er wurde mit 18 Jahren Regimentskadett, und er hatte damit eine gewisse Stellung in der Welt und in der Armee.

Der biedere Hauptmann Joseph Dirschl ward sein Kompagniekommandant, ein gutmütiger alter Herr, der sich zufrieden fühlte, seine „Pfarrei" erreicht zu haben, nämlich den Hauptmann I. Klasse mit 1200 Gulden jährlichem Gehalt. Er hatte ein echtes Hauptmannsbäuchlein, das sich bei der damaligen Frackuniform sehr auffällig bemerkbar machte. Dabei war er von kleiner Statur, die von dem großen, hohen Helm mit dem mächtigen Bärenschweif fast erdrückt wurde.

Dieser Hauptmann Dirschl erfreute sich einer hübschen Frau und eines reizenden Töchterchens mit Namen Laura. Seine Wohnung lag in der Nachbarschaft des Stockschen Hauses, ebenfalls in einem kleinen Familienhause, aus welchem die Kaution seiner Frau bestand. Gleich dem Major hatte er sein Gärtchen am Hause, in welchem er nach pflichtgetreuer Diensterfüllung als Gärtnermeister und Geselle sich bewährte, welche Stellungen er in sich vereinte, wenn er in weißem Sommerrock und großem Strohhute in seinem Garten hantierte. Er konnte über die Gartenplanke zum Major hinübersprechen, wenn er sich auf einen Schemel stellte. Täglich wurde da im Gespräche der Barometerstand verglichen, über die Salat- und Kohlrabipflanzen und dann schließlich um das gegenseitige Wohlbefinden der Familien Nachfrage gehalten.

Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Überschrift.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei diesen freundnachbarlichen Verhältnissen der Väter auch die Frauen und folgerichtig auch die Kinder sich gegenseitig angezogen fühlten. Diese Anziehung führte bei den Müttern zur Freundschaft, bei den Kindern aber, von denen das eine ein Regimentskadett, das andere ein hübsches, heiteres siebenzehnjähriges Mädchen war, zu einem viel innigeren Verhältnisse.

So über die Bretterwand hinüber oder auch durch eine Spalte derselben zu grüßen und zu lispeln, und Briefchen auszutauschen, das machte den jungen Leuten ein unaussprechliches Vergnügen, es bildete ihr süßes Geheimnis. Aber Lauras Papa kam alsbald dahinter und fand es für gut, mit Daum und Zeigefinger, wie er sich gerne sprichwörtlich ausdrückte, die noch zu bewältigende Flamme auszulöschen. Er machte ein Kreuz bei der Erinnerung an die Jugend des nachbarlichen Majors — und der Apfel, so dachte er, fällt nicht weit vom Stamm.

Er konnte in dienstlicher Beziehung nicht über Alfred von Stock klagen. Er hatte seit zehn Jahren keine Strafe, war seit langem zum Offizier vorgeschlagen und mußte beim nächsten Armeebefehl endlich an die Reihe kommen. Alfred war in Gesellschaft sehr beliebt, hatte sich auf Seite des schönen Geschlechts manchen Sieges selbst über Offiziere zu erfreuen, aber er wußte sich stets wieder zeitig zurückzuziehen unter dem Deckmantel seiner noch bescheidenen Stellung.

Aber von Laura zog er sich nicht mehr zurück — höchstens wenn er die Stimme ihres Vaters hörte. Dann sausten die Liebenden auseinander, als wäre eine Natter zwischen sie gefahren.

Des Hauptmanns Verdacht gewann jedoch trotzdem immer greifbarere Form. Eines Tages visitierte er das Kompagniezimmer, in welchem der eben anderwärts beschäftigte Regimentskadett kommandierte. Er durchsuchte dabei die Betten, ließ die Bettpolster aufheben, ob sich unter denselben nichts verräumt fände, da er strenge darauf hielt, daß von der Mannschaft alle Gegenstände nur in dem Koffer unter der Bettlade aufzubewahren seien.

Bei dieser Untersuchung, die er auch auf des Kadetten Bett ausdehnte, fand er ein zierliches Heft, in welchem von Alfreds Hand mehrere Gedichte geschrieben standen. Er setzte seine Brille auf und las mit Entsetzen die Überschrift: „Die Entzückung an Laura!"

Hocherregt blätterte er. Das zweite Gedicht trug die Aufschrift: „An Laura!"

Ewig starr an deinem Mund
zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch
zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich
Blicke winken,
Sterbend zu versinken? — —

Weiter konnte der alte Hauptmann vor Entrüstung nicht mehr lesen.

„Eine solche Impertinenz ist mir noch nie vorgekommen!" rief er, hochrot vor Zorn. „Nu, warte, ich will dem Herrn Kadetten derartige Gedanken vertreiben!"

Ein drittes Gedicht war überschrieben: „Laura am Klavier!" und begann mit den Worten:

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh' ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia.

„Der Mensch ist verrückt!" sagte der Hauptmann zu sich. „Mir thun die Ohren weh, wenn mein Mädel auf dem alten Flügel herumklimpert, und der Mensch will davon entkörpert werden. Ein solcher Unsinn! Ich werde sorgen, daß er seine freie Zeit zu etwas besserem benützt. Ich lasse ihn täglich einige Kapitel aus den Dienstvorschriften abschreiben, dann hat er keine Zeit mehr zu solchen Hirngespinsten."

Er wollte das Heft soeben konfiszieren, als der Re-

BLB Karlsruhe

gimentskadett in der Stube erschien und dem Hauptmann pflichtschuldigst sein Honneur machte.

Der erzürnte Kapitän suchte ihn mit seinen Blicken zu durchbohren und hielt ihm dabei das verhängnisvolle Heft vor die Augen.

„Kadett von Stock," herrschte er ihn an, „haben Sie Ihre Zeit zu nichts besserem zu verwenden, als solches Geflunker zu versifizieren?"

Alfred kam nicht aus der Fassung. Der Zusammenhang war ihm sofort klar.

„Entschuldigen Herr Hauptmann," sagte er, „ich suche mich hie und da zur Erholung aus den Klassikern zu bilden. Diese Gedichte sind Abschriften von den gedruckten Exemplaren —"

„Was, gedruckt ist der Unsinn auch noch?" schrie der Hauptmann. „Sie haben die Unverfrorenheit, solchen Blödsinn drucken zu lassen und —," er sprach jetzt leise, „erlauben sich, damit meine Tochter zu kompromittieren?"

„Aber, Herr Hauptmann —"

„Ruhig!" donnerte der Hauptmann.

„Was haben Sie darauf zu sagen?"

„Aber, Herr Hauptmann, Sie verwechseln Schiller —"

„Ruhig! Wenn Sie eine solche Schreibewut haben, so schreiben Sie lieber einige Kapitel aus den Dienstvorschriften ab, da machen Sie einen Vers darauf, das steht Ihnen besser an. Wenn ich das gewußt hätte, würde ich Sie beim Regimentskommando nicht zur Erlaubnis für heute abend begutachtet haben. Sie wollen natürlich den Maskenball in der Ressource besuchen?"

„Natürlich! Herr Hauptmann mit Familie sind ja auch dort —"

„Das geht Sie nichts an — das kann unter Umständen geändert werden —"

„Der Maskenball?"

„Ihr Hinkommen!" versetzte der Hauptmann scharf. „Sie sind noch nicht dort —"

„Es geht ja erst um 8 Uhr an und jetzt ist es 4 Uhr," erlaubte sich der Kadett zu bemerken.

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen, dann sagte er: „Sie wissen, daß man in Uniform dort nicht erscheinen darf —"

„Ich komme ja als Türke!" fiel Alfred lachend ein.

„Als Türke?" rief der Hauptmann. Jetzt fiel es ihm ein, daß seine Tochter sich auch als Türkin verkleide; es war also abgekartet.

Das mußte vereitelt werden; da mußte er ein Hindernis schaffen.

„Wer hat Kompagniejour?" fragte er den ihn auf den Gang geleitenden Feldwebel.

„Vicekorporal Meindl," antwortete der Gefragte.

„Also der jüngste Unteroffizier? Nach ihm trifft die Reihe den ältesten Korporal —"

„Zu Befehl — den Kadetten von Stock."

„War denn Vicekorporal Meindl nicht erst im Lazarett?"

„Zu Befehl! Er wurde vor fünf Tagen aus demselben entlassen — er hatte eine Halsentzündung."

„Gut," entgegnete der Hauptmann. „Ich will, daß, wenn Sie es für rätlich finden, der Vice für heute noch geschont wird. Ich ließ mir sagen, sein Leiden sei ansteckend. Sie verstehen. Ich möchte nicht, daß der Kompagnie dadurch Schaden erwüchse. Es ist auch die Witterung heute so rauh. Er soll sich unwohl melden! Ich meine es ihm gut. Die Jour übernimmt eben dann, wer an die Tour kommt."

„Das ist Kadett von Stock. Aber entschuldigen Herr Hauptmann, der hat heute Freinacht."

„Nur wenn es der Dienst erlaubt!" fiel der Hauptmann rasch ein. „Der Dienst geht vor."

„Würden Herr Hauptmann vielleicht genehmigen, daß ein Tausch —"

„Ich dulde keinen Tausch — prinzipiell nicht! Ich möchte mich keiner Parteilichkeit verdächtig machen, weil Korporal Stock Kadett ist. Im Dienst giebt es kein Ansehen der Person. Ich verlasse mich auf Sie, Feldwebel, ich verlasse mich auf Sie."

„Zu Befehl!" entgegnete die Kompagniemutter, und der Hauptmann ging siegesbewußt von dannen.

Da lief ihm gerade der Vicekorporal in den Weg.

„Vicekorporal Meindl, wie geht's Ihnen?" fragte ihn der Hauptmann.

„Ich danke, Herr Hauptmann; es geht schon wieder so ziemlich."

„Ziemlich? Meiner Ansicht nach geht es Ihnen schlecht. Wie sehen Sie aus! Sie sind noch krank. Haben Sie keinen Reiz mehr im Hals?"

„Eigentlich nicht — nur beim Schlucken spüre ich noch —"

„Da haben wir's! Sie können also noch nicht schlucken —"

„Das nicht — aber —"

„Ruhig — kein Aber! Ich will nur ganz gesunde Leute im Dienst haben. Fühlen Sie beim Verlesen noch das Geringste, so melden Sie es dem Feldwebel; er wird Ihnen dienstfrei geben. Vierundzwanzig Stunden ruhigen Liegens auf dem Strohsack kurieren wieder. Schonen Sie sich!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Dieser ging. Er wußte, daß der Feldwebel das weitere verfügen und daß Kadett Stock heute nicht auf den Maskenball kommen würde.

Vor dem Eintritt ins Kompagniezimmer faßte denn auch der Feldwebel den Vice ab.

„Wie geht's, Vicekorporal?" fragte auch er.

„So ziemlich," antwortete jener wieder.

„Ziemlich? Was heißt ziemlich? Der König will keine »ziemlichen« Soldaten. Man sieht's Ihnen an, Sie sind noch Rekonvalescent. Glauben Sie, der Herr Hauptmann schlägt ziemliche Vice zu wirklichen Korporälen vor? Ich rate Ihnen gut: Melden Sie sich unwohl; ich kommandiere einen andern für Sie. Vierundzwanzig Stunden Rast, und dann will ich von einem »ziemlich« nichts mehr hören."

Der Vicekorporal wußte diese plötzliche allseitige Fürsorge gar nicht zu deuten.

„Ich möchte aber nicht," entgegnete er schüchtern, „daß wegen mir ein anderer Kamerad —"

„Ach was! das mache ich schon in Ordnung. Also melden Sie sich!"

„Zu Befehl, Herr Feldwebel! Ich melde gehorsamst, daß ich noch nicht ganz so bin, wie —"

„Sie sein sollen!" ergänzte der Feldwebel energisch. „Es ist gut." Dann trat er ins Kompagniezimmer mit den Worten: „Herr Kadett von Stock!"

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!"

„Sie haben die Jour von Vicekorporal Meindl zu übernehmen. Er ist krank geworden."

„Wa—a—s?" rief der Kadett. „Aber ich habe ja Freinacht."

„Der Dienst geht vor. Sie haben die Jour," wurde er kurz beschieden.

„Aber —"

„Ich bitte, kein Aber! Sie wissen —"

„Ich bitte, mich vertauschen zu dürfen."

„Niemals!" entgegnete der Feldwebel.

„Machen Sie heute eine Ausnahme, Herr Feldwebel!“ bat der Kadett.

„Ich habe gesagt: niemals. Gehorchen Sie sofort!“

Bleich vor Wut meldete Kadett von Stock mit zitternder Stimme, daß er die Jour vom Vice übernommen.

Er durchsah die Intrigue; es war des Hauptmanns Werk. Er warf sein schneeweißes Hemd, das er sich schon für den Ball zurecht gerichtet, in seinen Koffer und ärgerte sich.

Aber auch der Hauptmann ärgerte sich, als er nach Hause kam. Fortwährend mußte er an die Gedichte denken, die der Kadett nach seiner Meinung auf seine Tochter gemacht.

„Was er nur mit dem »Philadelphia« wollte, fragte er sich immer wieder, und »sterbend will er versinken?« Am Ende gar auf dem Ocean? Sie werden doch nicht durchbrennen wollen nach Amerika!“

Einmal diesen Gedanken erfaßt, konnte er ihn nicht mehr los werden. Beschleunigten Schrittes steuerte er seiner Wohnung zu.

Die Damen waren in Lauras Zimmer mit der Toilette zum Maskenball beschäftigt. Laura ließ sich soeben von der Mutter den Turban festmachen. Er kleidete sie vortrefflich. Sonst war sie noch im Schlafrocke.

Die Mutter dagegen war bereits im Galaanzuge. Nur das Spitzenhäubchen mit den blauen Bändern lag noch auf dem Tische.

Laura saß mit dem Gesichte gegen ihr Bett gewendet, ober welchem das Bild des heiligen Joseph hing, angethan mit einem lila Gewande aus Seidenstoff. Jedoch entsprachen die Züge des Bildchens ganz und gar nicht dem Gesichte des heiligen Joseph. Ein kleines Schnurrbärtchen zierte die Lippen dieses Heiligen, der dem Regimentskadetten auffallend ähnlich sah.

Die Eltern hatten von dieser Verwandlung keine Ahnung. War Laura allein, so nahm sie das mit einer Stecknadel befestigte Seidenkleid ab, und der hübsche Kadett zeigte sich in seiner schmucken Uniform. Sie blickte gerne nach ihm. Auch jetzt waren ihre Augen auf das Bild des Heiligen gebannt, als der Vater polternd eintrat.

„Eine Schande ist es, daß du ihm nur im mindesten Hoffnung gabst,“ rief er ganz unvermittelt statt des üblichen Grußes.

„Was ist geschehen?“ fragte die Mutter.

„Meinst du, ich weiß nicht alles?“ schrie der Vater die Tochter an.

„Aber was denn, Papachen?“ fragte Laura.

„Ihr habt etwas geplant!“ examinierte der Vater strenge.

„Wer denn?“ fragte die Mutter.

„Wer? Laura und der Alfred von drüben. Er will sie entführen — sie läßt sich entführen — nach Amerika — nach Philadelphia — weiß Gott, wohin!“

Die Mutter lachte jetzt laut auf.

„Ja, lache nur!“ fuhr sie der Gatte an. „Lache, wenn man dir dein Kind entführt!“

„Aber was willst du denn, Papachen?“ fragte Laura.

„Dir die Faxen aus dem Kopf treiben, du Regimentskadettin!“ schrie sie der Vater an.

„Alfred —?“ fragte Laura schüchtern.

„Ja, Alfred!“ donnerte der Vater. „Ich weiß, er liebt dich.“

„So?“ antwortete Laura schelmisch. „Das weiß ich ja schon längst.“

„So, und du hast dich doch mit ihm verabredet?“

„Für heute abend, ja. Die Türkei ist unser Vaterland. Wir gehen beide —“

„In die Türkei?“ rief der Hauptmann, die Hände zusammenschlagend. „Was soll ich von dir denken?“

„Als Türken auf den Maskenball,“ erklärte Laura.

„Was ist da unrechtes dabei?“

„Nur auf den Ball?“ fragte der Vater, das Gesicht seiner Tochter prüfend, die lächelnd zu ihm hinsah.

„Natürlich!“ beteuerte diese.

„Nun, so bin ich in einer Beziehung beruhigt. Jetzt aber verlange ich von dir, daß du dir den Alfred ein für allemal aus dem Kopfe schlägst! Es schickt sich nicht für die Tochter eines Offiziers, mit einem Kadetten ein Verhältnis einzugehen — es schickt sich nicht!“

„Aber Alfred wird doch demnächst Offizier —“

„Demnächst? Das kann in zehn Jahren sein.“

„Du sagtest aber selbst, daß er Hoffnung habe, mit nächstem Armeebefehl befördert zu werden.“

„Sagte ich? Man sagt viel, und es wird anders. Ich will jetzt entschieden, daß du keine so dummen Gedichte mehr von ihm annimmst, wie ich sie heute gelesen.“

„An mich?“ fragte Laura mit freudiger Neugierde.

„Ja — auf dein Klaviergeklimper — wo vom Versinken auf der Reise nach Philadelphia die Rede ist. Donnerwetter, das muß ein Ende nehmen! Schwöre mir auf der Stelle, daß du keinen Brief mehr von ihm annimmst. Schwöre es mir bei diesem Bilde des heiligen Joseph, meines Namenspatrones, der über deinem Bette hängt und dem du alle Augenblick einen neuen Paletot machst, den du also verehrst als deinen Lieblingsheiligen, schwöre mir bei ihm, oder du sollst mich kennen lernen!“

„Nun ja,“ sagte Laura mit einem gewissen Trotz, „du willst einen Schwur, Vater, also sollst du ihn haben. Ich schwöre dir, so wahr das Bild dort der heilige Joseph ist, daß ich von Alfred nichts mehr annehme, was es auch sei.“

Der Vater blickte jetzt nach dem angerufenen Heiligen.

„Merkwürdig!“ rief er erzürnt, „überall seh' ich nur das Gesicht des verdammten Kadetten. Sogar der heilige Joseph scheint mir seine Züge zu tragen.“ Er rieb sich die Augen.

Aber schon war Laura neben ihm und drehte ihn sanft nach der andern Seite.

„Schau nur die Mutter an,“ sagte sie. „Nicht wahr, die Toilette steht ihr gut?“

Sie ging eingehend auf die Einzelheiten ein, und der Vater mußte über das und jenes seine Meinung äußern. So vergaß er allmählich auf das Bild und schien bald wieder einigermaßen befriedigt zu sein. Er gab noch einige Verhaltungsbefehle und begab sich dann auf sein Zimmer, um selbst die Uniform mit einem Civilanzug für den Ball zu vertauschen.

Laura aber vertraute der Mutter, welche sich darüber wunderte, mit welcher Leichtigkeit sie den Schwur leistete, das Geheimnis des Bildes.

„Das Sprechen,“ meinte Laura, „hat mir Papa ja nicht verboten, und so könnte ich wohl die Annahme seiner schriftlichen poetischen Ergüsse entbehren, von denen ich bis jetzt gar keine Ahnung hatte. Nun, er kommt ja auf den Ball. Einen Tanz mit ihm kann Papa nicht verbieten, und du wirst es gewiß auch nicht, süße Mama, nicht wahr?“

Die Gefragte küßte die Tochter auf die Stirne und schwieg. Sie wollte den Frühlingszauber dieser Liebe nicht zerstören, denn sie achtete Alfred, und es war längst ein stiller Wunsch der beiden Mütter, ihre Kinder einst vereint zu sehen.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der Wagen vor und brachte

BLB Karlsruhe

den Hauptmann mit Familie nach der Ressource. Ersterer war ganz beglückt von dem Gehorsam seiner Tochter und über die Leichtigkeit, mit der sie den Schwur geleistet.

„Daran ist nur mein heiliger Namenspatron schuld," sagte er sich. „Der hat den Sinn des Mädchens so schnell gelenkt und ich bin ihm dafür ganz besondern Dank schuldig. Ich mache ihm morgen ein goldenes Gewand, ich muß mich gut mit ihm halten."

Aber auch Laura war vergnügt, denn sie hoffte sicher, den Geliebten auf dem Balle zu treffen, und sie war sich dessen bewußt, daß sie heute schön, sehr schön sei.

II.

Der Regimentskadett saß schmollend an seinem Tische. Außer ihm, dem Vice und der Zimmertour war niemand im Kompagniezimmer. Der Vice aber lag im Bette, die wollene Decke bis an die Nase hinaufgezogen, und sah mit scheuen, furchtsamen Blicken nach dem Kadetten. Körperlich fühlte er sich nicht nur ganz wohl, sondern im höchsten Grade hungrig und durstig. Die Hungerkur der letzten Wochen im Spital hatte seinen Magen leer gemacht, und heute hatte er außer der Menage noch nichts im Leibe. Er wollte sich's heute gütlich thun, sich mit Käse, Bier und Kommißbrot, von welch letzterem er heute erst einen neuen Laib gefaßt, erquicken, als er zu neuem Kranksein befohlen wurde! Und daß er auch den Regimentskadetten, der ihn bis jetzt so menschlich behandelte, von dieser Stunde an zum Feinde hatte, das war für ihn selbstverständlich. Und jetzt erschrak er mächtig, als der Kadett plötzlich von seinem Stuhle aufsprang und dann erregt die Stube auf- und abschritt. So oft er an dem Bette des Vice vorüberkam, stellte sich dieser schlafend.

Der Kadett blieb jetzt vor dem Bette stehen und blickte lange nach der, wenn auch unschuldigen, Ursache seines Verhängnisses.

Und diese Ursache konnte schlafen, während er vor Ärger geradezu fieberte!

Der Vice fühlte die wütenden Blicke seines Vorgesetzten, und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen, ein Haar der wollenen Decke war ihm in die Nase gekommen, das sich bei jedem Atemzuge weiter und weiter in seine Nasenröhre hinaufschob und ihn kitzelte, und immer mehr kitzelte, so daß er endlich geradezu seinen Mund angelweit aufsperren und ein „Atsy!" herausschreien mußte, als sollte es ein Signal für das ganze Regiment sein.

„Alle Teufel! Zur Genesung!" rief der Regimentskadett. „Sie niesen ja ganz unreglementmäßig. Was ist Ihnen denn?"

„O je, o je!" erwiderte der Vice und suchte sich das Haar aus der Nase zu ziehen — „Atsy! Atsy!" Und jetzt blickte er gefaßt, als wollte er den Todesstreich empfangen, nach dem vor ihm Stehenden.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Kadett. „Haben Sie nach etwas Verlangen?"

„Zu Befehl, Herr Regimentskadett!" mischte sich jetzt der Zimmertourhabende Gemeine in das Gespräch. „Der Herr Vicekorporal hat mir Geld zu einer Maß Bier und einem Stück Limburger gegeben, aber da er gachs einen Anfall bekam — so — "

„So hast du die Lieferung sistiert," vollendete Alfred. „He, Vice, wie meinen Sie, soll das Abendbrot für Sie nach Ihrem Wunsche besorgt werden?"

„Ja, wenn ich mir trauet!" meinte der Vice. „Ach Gott, was verspür' ich für einen Heißhunger — und den Durst — ich glaub', ich trinket den ganzen Starnbergersee aus."

„Wenn er voll Bier," versetzte der Kadett. „Das müßte ein sehr interessantes Bild abgeben, wenn der Vicekorporal Meindl sich daran machte, den Würmsee auszutrinken. Lassen wir lieber die Kirche beim Dorf — bleiben Sie für heute bei der Maß und speisen Sie immerhin ihren duftigen Limburger. Und damit Sie sich's bequemer machen können, stehen Sie auf. Lassen Sie uns bis zum Zapfenstreich ein Spiel machen! Wir wollen törteln, daß uns die Zeit vergeht."

Diese freundlichen Worte erfüllten den Vice mit großer Freude. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als sich in seinen Waffenrock zu werfen und sich ganz dem Regimentskadetten zur Verfügung zu stellen.

Die Zimmertour holte das Labsal des Vice, den durchweichten Limburger und die Maß Bier, der Brotlaib wurde dazu gelegt, und Meindl kaute jetzt mit einem Eifer, der eines bessern Soupers würdig gewesen wäre. Nach dessen Beendigung gab ihm der Kadett eine Cigarre, und nun ward gespielt und getrunken. Der ersten Maß folgte natürlich die zweite, und der Vice wurde immer fideler, so daß er zu singen begann und die prächtigsten Schnadahüpferln zum besten gab, wobei ihn der Kadett mit der Guitarre begleitete.

In dieses Stadium wollte Alfred von Stock den zum Kranksein kommandierten Vice bringen, um dem Feldwebel den unwiderleglichsten Beweis von der vollkommenen Gesundheit des Ärmsten zu geben. Er wußte, daß der Feldwebel, ein großer Musikfreund, sofort zur Stelle sein würde, wenn er im Nachbarzimmer die Guitarre zupfen höre.

Und richtig, da stand er schon mit dem roten Fez auf dem Kopfe, in der Joppe, eine lange mit Quasten verzierte Pfeife im Munde, unter der Thüre. Als er aber des singenden Vice ansichtig wurde, der dazu rauchte wie ein Dampfschlot, da rief er entsetzt: „Vicekorporal Meindl, sind Sie des Teufels?"

Der Vice sprang auf und stellte sich in Achtung. Aber Alfred that, als hätte er nichts gehört, spielte einen Accord und begann dann das Lied vom „toten Soldaten" zu singen, welches er in der That ganz meisterhaft vorzutragen verstand.

Dieses Lied war das Lieblingslied des Feldwebels, der Kadett wußte, daß es ihn jedesmal zu Thränen rührte und daß dann alles von dem sonst Gestrengen zu erreichen war.

Derselbe milderte auch sofort seine strenge Miene, und beim Licht der Unschlittkerze strahlte sein Antlitz bald wie mildes Sonnenlicht. Bei jeder Strophe rückte er weiter vor, und da der Vice immer noch mit Achtung dastand, winkte er ihm mit der Hand zu, bequem zu stehen. Er aber gab sich ganz dem Gesange Alfreds hin, der heute eine Wärme hineinzulegen wußte, die dem Feldwebel durch Mark und Bein ging und verursachte, daß aus seinen Augen dicke Thränen in den großen Schnurrbart rollten.

Der Text des Liedes ist folgender:

Auf fremder ferner Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter Vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generäle
Mit Kreuzchen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten,
Da giebt's nicht Thränen, noch Wort.

BLB Karlsruhe

Und ferne, wo er zu Hause,
Da sitzet im Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und spricht: „Gewiß ist er tot!"

Da sitzt die weinende Mutter,
Die seufzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf."

Dort starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in das Dämmerlicht:
„Und ist er dahin gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!"

Drei Augenpaare schicken,
So heiß das Herz es kann,
Für den geliebten Toten
Die Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
Im schimmernden Wölkchen auf,
Und führt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf.

Gießt dann aus der Wolke die Thränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf fremder ferner Au.

„Bravo! Bravo!" rief jetzt der Feldwebel, als der Kadett zu Ende. „Wundervoll! Magnifik! Excellent!"

Alfred that überrascht. „Wie, Herr Feldwebel?"

„Ja, ja, Sie haben mir eine sehr große Freude gemacht mit meinem Leiblied."

„Hab' ich das?" fragte der Regimentskadett.

„Auf Ehre — ja, eine große. Ich wollte, ich könnte mich revanchieren!"

„Das können Sie!" versicherte der Kadett rasch. „Sehen Sie, der Vice ist wieder ganz wohl auf. Gestatten Sie, daß er seinen Dienst wieder übernimmt; es ist ja so bald zum Zapfenstreich. Lassen Sie mich meine Freinacht ausnützen, die mir vom Regimentskommando zugesagt!"

„Aber der Hauptmann! Und der Vice—"

„O, ich bin kreuz- und kerngesund!" rief dieser. „Herr Feldwebel, ich melde gehorsamst, daß mir rein gar nichts mehr fehlt."

„Ja, aber wie kam das so schnell?" fragte der Feldwebel.

„Das hat der Limburger und die zweite Maß Bier gemacht, Herr Feldwebel, und das schöne Lied vom Herrn Kadetten und —"

„Da hören Sie's ja selbst!" warf der Kadett ein. „Der Herr Hauptmann hat doch nur den kranken Vice im Kopf gehabt. Er wird ihn doch nicht krank befohlen haben?"

„Das schon — vielmehr das nicht — der Herr Hauptmann haben nur gemeint, wenn ich es für rätlich finde —"

„Und Sie haben es für rätlich gefunden, aber doch nur so lange, bis Sie sich überzeugten, daß dieser Vice von Gottesgnaden Kommißbrot und Bier vertilgt für eine ganze Kompagnie — da kann doch vom Kranksein nicht mehr die Rede sein. Er will es ja selbst nicht sein, nicht wahr?"

„O, ich war niemals gesünder!" pflichtete der Gefragte bei.

„Ja, ich weiß nicht recht, was ich thun soll? Hm, hm!" machte der Feldwebel.

Der Kadett wußte, daß es jetzt nur noch eines Liedes bedürfe, um den Feldwebel ganz nach seinem Sinne zu lenken. Seine Finger strichen durch die Saiten und er begann:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht.
In seinem Arme ruht das Schwert, das scharfe,
Er grüßt mit hellem Lied die stille Nacht
Und spielt dazu mit blut'ger Hand die Harfe:
Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht,
Doch hab' ich ihre Farben mir erkoren,
Ich streite gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, zu der ich geschworen.

Jetzt war des wackern Feldwebels Herz zu Butter geschmolzen und er konnte nicht umhin, zu Alfred zu sagen: „Die Dame, die Sie lieben, heißt Laura! Ich befehle Ihnen jetzt, sie auf dem Ball sofort aufzusuchen und mich ihr respektvollst zu empfehlen. Wenn mich ihr Vater schimpft, so mag sie mir ein gutes Wort reden. Vicekorporal Meindl, Sie übernehmen die Jour! Herr Kadett, viel Vergnügen!" — Er ging.

Der Kadett versorgte freudig die Guitarre an einem Nagel neben dem Fenster. Dann befahl er der Zimmertour, die Reste des Limburgers zum Fenster hinauszuwerfen. Das Fenster war aber in diesem Falle der Magen des Soldaten. Bald dufteten Veilchen und Patchouli im Kompagniezimmer, das sich nach und nach mit den heimkehrenden Soldaten füllte, die alle ob des ungewohnten Duftes die Nasenflügel riechend in die Höhe zogen.

Alle waren dem Regimentskadetten sofort zu Diensten. Der eine half ihm die Glanzstiefeletten anziehen, der andere hielt ihm das Handtuch zum Abtrocknen entgegen, ein dritter leuchtete mit dem spärlichen Kerzenlicht an dem kleinen Wandspiegel, während Alfred mit Kamm und Bürste hantierte, ein vierter holte die Droschke, mit welcher der Kadett in seine elterliche Wohnung fuhr, um sich in sein Türkenkostüm zu werfen, ein fünfter reichte ihm das Haubajonett hin und der sechste den Mantel. Allgemeine Bewegung herrschte im Zimmer. Und als der Regimentskadett, dasselbe verlassend, siegesstolz wie ein Pascha die Reihe seiner Getreuen durchschritt, da riefen sie ihm alle zu: „Viel Vergnügen, Herr Regimentskadett! Viel Vergnügen, Herr Baron!"

III.

Die Droschke brachte Alfred von Stock alsbald in das Haus seiner Eltern. Doch war er nicht wenig überrascht, den Türkenanzug nicht mehr in seinem Zimmer vorzufinden.

„Zum Kuckuck!" herrschte er das Dienstmädchen an, „wo ist denn mein Maskenanzug?"

„Den Anzug hat der Herr Major angezogen, weil Herr Kadett sagen ließen, Sie hätten Dienst und könnten nicht auf den Ball gehen," berichtete das Mädchen.

„Was, mein Vater?" staunte Alfred. „Wohin ist er denn gegangen?"

„Auf den Ball in die Ressource. Der gnädige Herr sieht als Türke ganz himmlisch aus. Ich hab' gelacht — ha, ha, ha, — so ein flotter Türke, Sie hätten ihn nur sehen sollen, Herr Kadett!" Und sie lachte wieder laut hinaus.

„Aber wo nehme ich jetzt einen Türkenanzug her?" sagte jetzt Alfred ärgerlich.

„Ja, gehn denn der Herr Kadett auch auf den Ball?" fragte das Mädchen verwundert.

„Wie kommt nur mein Vater auf einen solchen Einfall!" sprach Alfred, mehr zu sich als zu dem Mädchen.

„Wie mir schien, hat der Herr Major eine freudige Nachricht mit nach Hause gebracht. Und dann hat es ja geheißen, Sie hätten Dienst," erklärte dasselbe wieder-

holt. „Und da hat der gnädige Herr gemeint, als Türke müßte er sich doch besser ausnehmen, wie in der alten schwarzen Kutte, die in seinem Zimmer liegt."

„Ein Domino!" rief Alfred. „Wo ist ein Domino?"

„Im Zimmer des Herrn Majors."

Alfred war sofort entschlossen, sich denselben anzueignen. War es auch nur eine „alte schwarze Kutte", wie das Mädchen sich verächtlich ausdrückte, so war sie ihm jetzt doch ein hochwillkommenes Gewand, das ihm gestattete, sich unerkannt seiner Geliebten zu nähern. Er vertauschte die Uniform mit einem Civilanzuge und hüllte sich in den Domino.

Die Droschke brachte ihn alsbald nach der Ressource, wo der Maskenball im besten Zuge war.

Hauptmann Dirschl mit Gattin und Tochter saßen an dem Ehrentische des Vorstandes der Gesellschaft, eines charakterisierten Majors, eines alten, kreuzbraven kleinen Herrn, bei dem der Titel „Herr Major!" immer ein Fersenzittern herbeirief, weil ihm dadurch die süße Musik des Sporenklirrens an sein Ohr drang, die ihm schöner dünkte, als Aolsharfenklang, wie er sich oft selbstbewußt ausdrückte. Diese Sporen waren aber auch von ungewöhnlichem Umfange, und da der Major, wie gesagt, sehr klein war, so mußte er öfters die boshafte Frage hören: „Wo gehen denn heute die Sporen wieder mit ihrem Major hin?"

An dem Ehrentische hatten noch zwei Personen Platz genommen, nämlich Major von Stock in seiner Türkenkleidung und dessen Gattin. Laura erfuhr erst durch diese beiden, daß Alfred dienstlich am Kommen verhindert sei. Die beiden Mütter lispelten mitsammen und reichten sich zum Einverständnis die Hand.

Alle waren dem Regimentskadetten sofort zu Diensten.

Major von Stock aber fragte den Hauptmann geradezu: „Hätten Sie denn die Sache nicht arrangieren können? Es wäre doch viel hübscher, wenn Alfred als Türke neben der schönen Türkin säße, als ich. Finden Sie das nicht auch, Fräulein Laura?"

Diese drückte dem Major die Hand. „Es ist recht schade!" meinte sie.

Der Hauptmann aber erklärte kategorisch: „Dienst ist Dienst! Das Vergnügen kommt in zweiter Reihe. In erster Reihe steht die Pflicht!"

„Dienstzopf!" raunte Herr von Stock dem Hauptmann ins Ohr. „Was haben Sie damit erreicht? Glauben Sie, der General schlägt Sie deshalb eher vor zum Major?"

„Ich weiß's nicht," entgegnete der Hauptmann. „Verdient hätt' ich's so gut, wie jeder. An der Tour wär' ich auch — aber ich weiß im voraus, es wird höchstens einmal so etwas Charakterisiertes herauskommen, um die Pension weniger herb zu machen. Doch wie es sei, ich habe das Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben im Dienste und — in der Familie." Bei den letzten Worten blickte er vielsagend auf Herrn von Stock und dann auf seine Tochter, die durchaus nicht in heiterster Laune darüber war, den so sehnlich Erwarteten vermissen zu müssen.

„Je nun," meinte von Stock lachend, „man kann nicht wissen! Mancher legt sich als Hauptmann zu Bett und als Major steht er wieder auf. Wissen Sie denn, daß der Kurier, welcher nach Kairo zum König ist, heute wieder zurückgekehrt ist?"

„Bringt er einen Armeebefehl?" fragte der Hauptmann, über und über errötend.

„Kann sein!" entgegnete der Major, sich den Schnurrbart drehend.

„Sie wissen etwas davon!" wurde der Hauptmann dringend. „Ja, ja, Sie kommen mir schon den ganzen Abend so vor, als wenn Sie etwas im Hintergrund hätten —"

„Nichts weiß ich," versicherte der Major, „als daß ich jetzt mit Ihrer Tochter die Masurka tanzen werde. Nehmen Sie mit mir vorlieb, Fräulein Laura?"

„Es ist mir eine große Ehre und eine wirkliche Freude," erwiderte Laura, sofort den Arm des galanten Türken ergreifend, der sich im nächsten Augenblick mit dem Mädchen im Saale drehte, daß man hätte denken können, es sei ein flotter Lieutenant.

„Wenn jetzt nur Alfred an meiner Stelle wäre!" meinte der Major. „Das wäre Ihnen auch lieber, nicht wahr?"

„Es wäre mir lieber, wenn der Herr Kadett auch da wäre!" sagte Laura.

„Es wird ihm schwer genug fallen, daß er nicht hier sein kann. Nun, es ist wohl heute das letzte Mal, daß er als Unteroffizier zur Jour kommandiert wurde."

„Wieso?" fragte Laura, überrascht zu ihm aufblickend.

„Sie sollen es erfahren," erwiderte der Major, „aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Niemand darf noch ein Wort davon erfahren! Alfred ist Lieutenant geworden."

„Ah!" rief Laura so laut, daß die Nächsttanzenden stehen blieben und nach dem Türkenpaare sahen. „Und weiß er's schon?" fragte sie dann.

„Niemand weiß es noch. Mir hat es mein intimster Freund, Rat S., der als Kurier fort war, als strengstes Geheimnis mitgeteilt. Der Armeebefehl wird erst morgen veröffentlicht. Also stillgeschwiegen!"

BLB Karlsruhe

„Und mein Papa?“ fragte Laura neugierig. „Wissen Sie —“

„Von gar nichts weiß ich sonst,“ unterbrach sie der Major. „Aber um wieder von Alfred zu sprechen — wenn es Ihnen lieb ist —“

„Nichts lieber, als das!“ rief Laura unwillkürlich.

Der Major lächelte.

„Und wenn er Sie nun zur Frau Lieutenant machen möchte —?“

„Ich erwarte das gar nicht anders von ihm,“ entgegnete Laura offenherzig.

„Sie sind also schon einig miteinander?“ lachte der Major.

Laura nickte nur errötend mit dem Köpfchen. Aber ihre Augen strahlten von Glück.

Die Masurka war zu Ende. Der Major führte seine Tänzerin an ihren Platz. War sie vor dem Tanze nachdenkend, fast traurig gewesen, so strahlte jetzt ihr Gesicht vor Vergnügen.

„Sonderbar,“ sagte der Vorstand zu Hauptmann Dirschl, „der Schwerenöter weiß noch in seinen alten Tagen die jungen Mädchen zu verhexen. Schau nur, wie umgewandelt dein Töchterchen plötzlich ist. Ich glaube, wenn ich die ganze Nacht mit deiner Laura tanzte, ich könnte sie zu keiner solchen Fidelität bringen.“

„Das glaub' ich auch!“ erwiderte der Hauptmann schmunzelnd. „Die ganze Nacht mit dir tanzen, das hieße ein übersattes Vergnügen.“

„Jetzt tanz' ich extra mit ihr!“ entgegnete der Geneckte. „Ich weiß auch, was Galanterie heißt, wenn ich auch nicht bei der Kavallerie bin.“

„Du trägst ja doch Sporen,“ lachte der Hauptmann.

„Leider nur zu Fuß —“

„Sei doch froh, daß du sie nicht im Kopfe hast, denn — da würden sie ja nicht klirren.“

Der Major verstand den Hieb.

„Aus dir spricht der Neid!“ sagte er. „Aber jetzt sollst du Wunder sehen!“

Er bemühte sich, seine steifen waschledernen Handschuhe anzuziehen, denn die Musik hatte das Zeichen zum Walzer gegeben. Er wollte Laura eben engagieren, als ein Domino herankam und dem Mädchen einige Worte ins Ohr flüsterte.

Laura war sichtlich aber freudig erschrocken.

„Papa, du erlaubst?“ fragte sie den Vater, und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie davon und mischte sich mit dem Domino in die Reihe der Tanzenden.

Der alte Major nahm die halbangezogenen Handschuhe wieder ab und warf sich verdrießlich auf seinen Stuhl.

„Wer ist der Domino?“ fragten die Mütter und die Väter wie aus einem Munde.

„Laura muß ihn kennen,“ meinte die Majorin.

Ihres Gatten bemächtigte sich eine Art Eifersucht. Nach den vorhin gemachten Erklärungen des Mädchens wußte er sich diese sichtliche Freude bei Ankunft dieses Dominos nicht recht zu deuten.

„Dem Domino muß ich auf die Spur kommen,“ sagte er sich. Er stand auf und ging, die Reihen der zum Tanze Schreitenden zu beobachten.

Alsbald hatte er die schöne Türkin mit ihrem Domino gefunden. Beide waren im lebhaftesten Gespräche begriffen. Sie standen vor einer Säule, hinter welcher sich nun Major von Stock postierte. Er gab sich alle Mühe, etwas zu erlauschen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Endlich aber hörte er doch, wie Laura sagte: „Dein Papa hat's gesagt.“

Sofort war ihm alles klar. Er trat rasch vor und fragte: „Was hat der Papa gesagt?“

„Ich bin Offizier geworden, ist das wahr?“ fragte Alfred dagegen.

„Gottlob, daß es so ist!“ antwortete der alte Herr.

„Aber schweig — ich bitte dich. Erst morgen wird es expediert. Nimm für heute noch als Kadett bei uns Platz.“

„Ich möchte den guten Feldwebel nicht in Verlegenheit bringen,“ sagte Alfred. „Er hat mich auf seine Verantwortung hin fortgelassen. Setze ich mich an euern Tisch, so wird man fragen, wer ich bin, und — man wird mich auch erkennen.“

Der Major dachte einen Augenblick nach.

„Da ist zu helfen,“ sagte er dann. „Wir wechseln die Kostüme. Dann setzest du dich als Türke an den Tisch und stellst mich als einen Bekannten vor, der unerkannt bleiben will. Natürlich tragen wir von jetzt an beide die Maske.“

„Aber das wird auffallen, wenn du dich plötzlich vermummst,“ meinte der Sohn.

Laura war sichtlich aber freudig erschrocken.

„Ich ersinne schon eine passende Ausrede,“ lachte der Major. „Man sagt, man habe ein Wimmerl auf der Nase bekommen, oder sonst etwas Poetisches.“

Alle drei lachten vor Vergnügen.

Der Tanz war zu Ende. Der Domino führte seine Tänzerin an ihren Platz und entfernte sich rasch.

Gleich darauf trat Major von Stock an den Tisch. Die Maske vor das Gesicht nehmend, gab er lachend vor, er wolle jetzt auf Abenteuer ausgehen und ein wenig intriguieren. Dann entfernte auch er sich.

Kaum waren die beiden fort, als Vater und Mutter mit Fragen auf Laura einstürmten, wer der Domino gewesen. Die Tochter aber versicherte mit dem glücklichsten Lächeln, daß sie nur wisse, daß es ein Offizier sei.

„Ein Offizier,“ sagte der Hauptmann, erleichtert aufatmend.

„Ich dachte es sogleich," fügte seine Frau hinzu. „Man sieht es an seiner Haltung. Du leuchtest ja förmlich vor Vergnügen. Du mußt dich sehr amüsiert haben."

„O gewiß!" versicherte die Tochter.

Eine Française begann. Laura ward zum Tanze geführt, und zwar dieses Mal vom Herrn Vorstande selbst, der endlich seine beiden Hände in die Waschledernen gezwängt hatte.

„Gieb acht, daß du dich nicht in die Sporen des Herrn Majors verwickelst," rief der Hauptmann seiner Tochter nach.

Nach glücklich vollendeter Tour forderte der Hauptmann den Major-Vorstand auf, mit ihm ins Rauchstübchen zu gehen, wo sie sicher auch den Major von Stock treffen würden, um dort ein Glas Bier zu trinken. In der nächsten Minute saßen sie mit mehreren andern alten Herren im Bierlokal.

Inzwischen hatten Alfred und sein Vater die Kleider getauscht, und ersterer kam als Türke zurück. Sie waren sich beide so ähnlich in Gestalt und Haltung, daß die Majorin selbst in ihrem Sohne den Vater vermutete.

„Die beiden Herren sind ins Rauchzimmer, Hermann," sagte sie. „Sie hofften dich dort zu treffen."

„Hab' keine Lust!" gab der Türke zur Antwort. Dafür engagierte er jetzt Laura abermals zum Tanze und eilte mit ihr davon.

Frau von Stock wunderte sich nicht wenig über diese Lebhaftigkeit ihres Gemahls. Sie wußte wohl, daß ihn die Zahl seiner Jahre nicht abhielt, noch mit jungen Mädchen zu kokettieren, aber der Turban trieb es doch gar zu toll. Bald war er hier, bald dort, aber immer in Bewegung.

„Ihre Laura hat meinen Mann rein verhext," sagte sie zu ihrer Nachbarin. „Sehen Sie nur, wie unermüdlich er tanzt."

„Sie hat ihn wirklich verhext! Er ist in sie verliebt bis über die Ohren."

Der schwarze Domino hatte diese Worte gesprochen.

„Mein Herr!" sagte die Majorin gereizt, sich nach ihm umwendend. „Woher vermuten Sie das?"

„Das sieht man doch," meinte der Schwarze.

„Sie erlauben sich da einen derben Spaß," entgegnete Frau von Stock. „Das heißt die Maskenfreiheit mißbrauchen. Wer sind Sie?"

„Ein guter Bekannter," gab der Major zur Antwort und lüftete die Maske.

„Du?" rief seine Frau.

„Sie sind's?" sekundierte die Freundin.

„Wie Sie sehen."

„Und wer ist denn der dort, der Türke?"

„Das ist mein Alfred! — Aber nicht verraten! Er darf nicht erkannt werden, sonst kommt er mit seinem Hauptmann in Konflikt."

Das junge Paar kam heran und die beiden Mütter begrüßten Alfred aufs freudigste. Er berichtete in flüchtigen Umrissen, wie es ihm doch noch gelungen, den Ball besuchen zu können, und als dann der Hauptmann heran kam, mischte er sich eiligst mit Laura wieder unter die Tanzenden.

Der Hauptmann fand es allerdings auffallend, daß der Türke die Larve nicht mehr vom Gesichte nahm, ebenso wunderte er sich über die plötzliche Tanzwut seines Freundes, aber an eine Verwechslung dachte er nicht. Auch hielt er sich fast ausschließlich nur mehr im Rauchstübchen auf, dem Eldorado der Ballväter, wo er mit dem Vorstand und einigen andern Herren ein Spielchen machte und sich deshalb um die Masken wenig kümmerte.

Als er sich aber anschickte, mit seiner Familie nach Hause zu fahren, da konnte der Domino sich's nicht versagen, ihm auf die Schulter zu klopfen und ihm zuzuflüstern: „Dirschl, die Geschichte mit dem Regimentskadetten hast du sehr gut gemacht!"

Der Hauptmann sah ihn erstaunt und forschend an.

„Wer bist denn du?" fragte er.

„Der Beschützer deiner Tochter," gab jener geheimnisvoll zur Antwort. „Hast ihr den Tanz mit ihm mißgönnt, der so schöne Gedichte schreibt."

„Ja — Eseleien!" rief der Hauptmann. „Alle Wetter! Der Vice ist zur rechten Zeit krank geworden!"

„Schlau! Sehr schlau!"

Der Domino lachte und huschte davon.

Der Hauptmann sah ihm etwas verblüfft nach.

„Ich glaube, der will sich über mich lustig machen," sagte er zu sich. „Gleichviel! Ich habe meinen Zweck erreicht, und meine Tochter scheint ihn nicht einmal vermißt zu haben. Der heilige Joseph bekommt morgen sein goldenes Gewand."

Alfred kehrte, nachdem er sich in seinem Elternhause umgekleidet, in die Kaserne zurück, als eben Tagreveille geschlagen wurde. Siegesbewußt, trunken vor Freude, legte er sich auf das Bett, das er so lange Jahre benützt und dem er heute Adieu sagen mußte. Aus seinem Schlafe weckte ihn der Adjutant mit den Worten: „Herr Kamerad, wachen Sie als Lieutenant auf! Der Armeebefehl ist erschienen."

Der Hauptmann aber hatte am nächsten Morgen nichts eiligeres zu thun, als sein Versprechen dem Heiligen gegenüber zu erfüllen. Er schlich sich leise in Lauras Zimmer, nahm vorsichtig, um die noch Schlafende nicht zu wecken, das Bild von der Wand und mit auf sein Zimmer.

Dort schnitt er aus Goldpapier, das er, der sich gern mit Buchbinderarbeiten beschäftigte, immer vorrätig hatte, einen hübschen Mantel zurecht und machte sich dann daran, den Heiligen seines alten Kleides zu entledigen. Andächtig sprach er dabei: „Lieber heiliger — Regimentskadett!"

Das letzte Wort glich einem Entsetzensschrei. Er hatte das lila Gewand abgenommen und — der schmucke Kadett zeigte sich seinen Blicken.

Wutentbrannt wollte er mit diesem corpus delicti zu seiner Tochter eilen, da klopfte es, und der Feldwebel trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, Herr Major!"

„Was, Major!" donnerte ihn Dirschl an und schwang drohend das Bildchen in der Luft.

Der Feldwebel glaubte nicht anders, als sein Vorgesetzter wisse schon von dem Vorfall des gestrigen Abends, und er beschloß, ihn als „Hauptmann" nicht mehr zu Worte kommen zu lassen.

„Herr Major werden verzeihen! Ich gratuliere, Herr Major! Der Armeebefehl ist erschienen."

„Waaas?" rief Dirschl. „Ich? Ich bin —"

„Wirklicher Major beim Monturdepot," berichtete jetzt der Feldwebel.

Frau Dirschl und Laura erschienen jetzt auch. Sie gratulierten und küßten den neuen Major aufs herzlichste.

„Und der Regimentskadett?" fragte dieser, beim Anblicke seiner Tochter wieder an ihn erinnert.

„Ist Lieutenant geworden, Herr Major!"

„Da ist er schon!" rief Laura.

An der Thüre erschienen Major von Stock und

Alfred, letzterer schon in der Uniform eines Lieutenants, die sein Vater vorsorglich herrichten ließ.

Die beiden Väter küßten sich.

Der junge Offizier meldete sich vorschriftsmäßig als avanciert.

Dem neugebackenen Major standen die Thränen in den Augen.

„Wenn ich das gewußt hätte," sagte er zu Alfred, „würde ich Sie gestern auf den Ball —"

„Es ist gut, wenn man nicht alles weiß," lachte Major von Stock, „sonst hätten Sie auch gewußt, daß der so fleißig tanzende Türke nicht ich, sondern Alfred gewesen."

„Waaas?" rief der Überlistete.

„Der Vice ist wieder gesund, Herr Major," meldete der Feldwebel.

„Die Kompagnie geht Sie nichts mehr an, Sie sind jetzt Major beim Monturdepot," sagte Herr von Stock, den Feldwebel beiseite schiebend. „Aber eine andere Pflicht haben Sie. Die jungen Leute hier lieben sich, lieben sich sehr, und es ist unsere Pflicht, sie glücklich zu machen. Ich bitte Sie in aller Form für meinen Alfred um die Hand Ihrer Tochter."

„Und wenn ich Nein sage?" fragte der Vater scherzend.

„Dann brenn' ich mit Alfred durch nach Philadelphia!" rief Laura lachend.

„So weit lassen wir's nicht kommen. Da — nehmt euch!" sprach Dirschl, unter Thränen lachend.

Und zu seiner Frau sich wendend, fuhr er fort: „Laß den besten Wein aus dem Keller holen! Und Sie, Feldwebel, trinken auch ein Glas auf das Wohl des Brautpaares!"

„Zu Befehl, Herr Major!" sagte Dieser, die Hand an die Mütze legend. Er war froh, daß die Sache so gut abgelaufen.

Doppelter Jubel war nun im Hause, die Gläser wurden mit Steinwein gefüllt und gaben guten Klang.

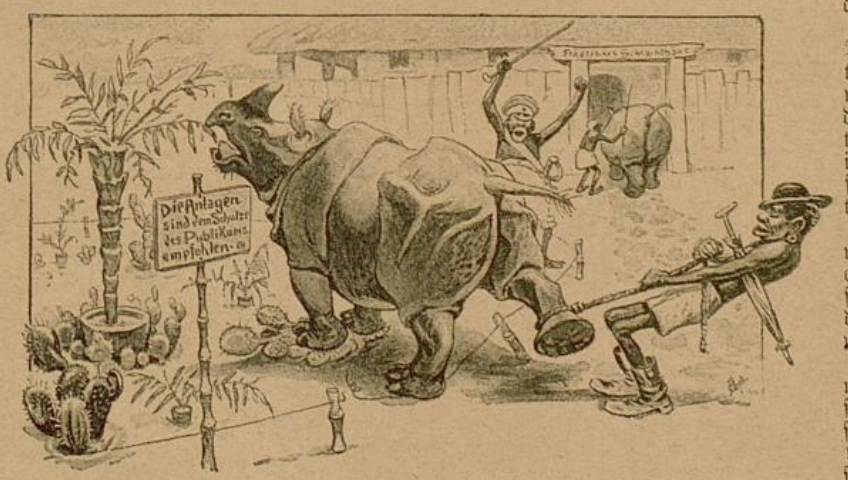
Das Bild des Regimentskadetten hing von jetzt an ohne verhüllenden Mantel ober Lauras Bett, und sie citierte auch als Frau oft das bekannte Lied:

Ist nichts so schön, ist nichts so nett,
Als ein Regimentskadett,
Und sein Silhouett, Silhouett
Hängt über mein Bettstatt'l weg!

Aus dem dunkeln Weltteil.

Unsere Ahnung hat uns nicht betrogen — es ist nahezu zur Gewißheit geworden, daß Dr. Müller wieder aufgefunden. Wir erhalten von Krabbendyke folgende Mitteilung:

Hier angelangte Briefe von Herrn Kapitän Willem Snydup vom Schiffe Mieken Pipenkopp aus Banana enthalten die höchst tröstliche Nachricht, daß von Herrn Müller Kunde gekommen, wonach sich dieser wohl unzweifelhaft am Leben befindet. Von Zappu-Zapp am Sankura ist ein Brief oder eigentlich nur ein Bündel Schilfblätter, eingehüllt in ein altes Tabakspapier von Oldenkott, von einem Händler in Banana übergeben worden, das einige weitere Tagebuchblätter unseres hochberühmten Landsmannes enthält. Also ist — dem Herrn sei Dank — nur das Notizbuch, nicht der Forscher selbst dem „Vater der Gewässer" als Beute anheimgefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die lächerliche Behauptung französischer Blätter widerlegen, Müller sei ein Franzose, ja — Müller sei gar kein deutscher Name, sondern stamme von „Mille" — tausend — ab. Da hört doch alles auf! Wir lassen uns unsern Müller nicht entreißen. Müller ist geboren in Hornberg, dem durch sein Schießen hochberühmten Orte, und zwar im Jahre 1860. Soviel zur Feststellung der Nationalität Müllers. Nun zu den höchst interessanten Skizzen und Aufzeichnungen.



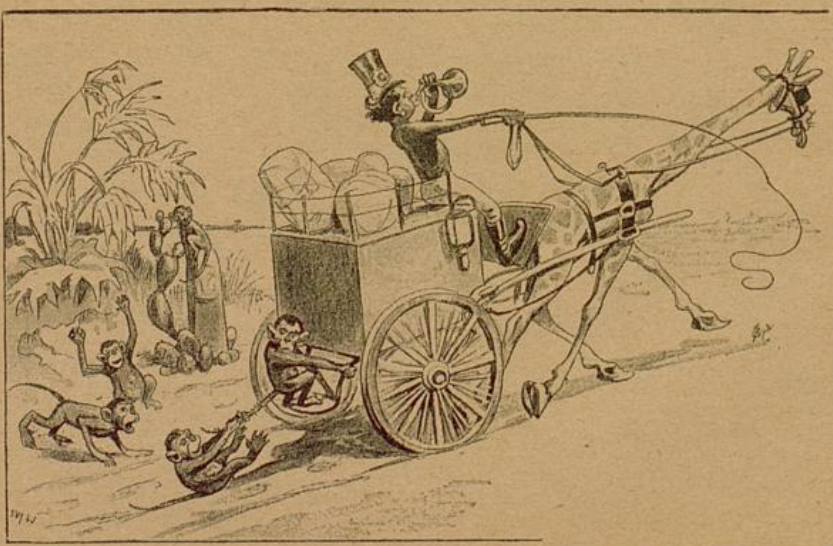
Kitolamtamba, 2. Februar. Je tiefer ich in das Innere des dunkeln Weltteils eindringe, desto interessanter werden meine Studien über das Seelenleben der Tiere und desto höher steigt meine Hochachtung vor denselben. Wie flach, wie ungerecht ist oft unser aus reinster Unkenntnis entsprungenes Urteil. Wir kennen die Tiere nicht, kaum die unsrigen, wieviel weniger die afrikanischen. Diese letztern haben wir — und das sehr selten — nur in zoologischen Gärten oder Menagerien gesehen, wo dieselben durch den fortwährenden Umgang mit Menschen civilisiert, d. h. verdummt sind.

Wie oft hören wir nicht, wenn man einen recht dummen Kerl bezeichnen will, denselben ein Rhinoceros nennen. Nichts ist falscher. Lernt erst das Rhinoceros in seiner Heimat kennen! Seht hier das Bild. — Es zeigt euch deutlich: Es frißt lieber fremdes Eigentum, als daß es selber aufgefressen wird. Ist das ein Zeichen von Dummheit? Wieviele kluge und geachtete Leute in Amt und Würde huldigen bei uns demselben Grundsatze, und kein Mensch heißt dieselben Rhinoceros. Da gäbe es bei uns mehr Rhinocerosse als in Afrika. Industrielle, agrarische, künstlerische, litterarische, wissenschaftliche und weiß Gott noch, was für Rhinocerosse.

Und dann — als ich an einem herrlichen afrikani-

schen Morgen das reizende Bild erblickte, von dem ich hier eine Skizze entworfen, entdeckte ich noch etwas, was meinen Geist in die ferne geliebte Heimat zurückführte, — die Polizei, die schützende, bewahrende Hüterin der staatlichen Ordnung, die Trägerin der Civilisation. Ein wackerer Schutzmann, so gut wie bei uns, ja noch besser. Wie oft kommt es nicht in Europa vor, daß die heilige Wahrerin der Ordnung sich vorsichtig zurückhält, wenn auf nächtlicher Straße ein wahrhaft rhinocerontischer Krakeel entsteht, wie oft besonders in Universitätsstädten! Hier ist es anders. Voll Pflichteifer stürzt der mutige schwarze Schutzmann herbei, um den ohnmächtigen Führer des disciplinlosen Ungetüms zu unterstützen und das bedrohte Eigentum zu retten — das ist schneidig — afrikanisch. Merkt's euch, ihr hochmütigen Europäer!

Muaschiko, 1. April. Heute sah ich wieder ein rührendes Bild, welches mir zeigte, wie hoch in vielen Beziehungen das so oft geschmähte Afrika über unserem überkultivierten Europa steht. Ich ging an dem Gemeindeelephantenstall, der oft auch zugleich die Stelle eines Rathauses vertritt, vorüber und sah, wie drei dieser lieben klugen Tierchen mit zierlicher Grazie ihre Rüssel, diese bewunderungswürdigen Universalwerkzeuge, über die hölzerne Umfriedung herausstreckten. Was war die Ursache? Zwei muntere Bretzelbuben waren gerade aus der Gemeindebäckerei gekommen, und der eine von ihnen streckte mit gutmütigem Grinsen den drei Bittstellern seine frische Bretzel hin, — und wie langten diese nach dem winzigen Bissen! Gerade so, wie die armen Schlucker von Halbstudierten, wenn ein jämmerliches Amtlein ausgeboten wird. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Gutmütigkeit des Bretzelbuben, oder den Heißhunger und die begehrliche Sehnsucht der Rathausbewohner nach dem schmalsten Happen. Und dann die Vertraulichkeit mit der Tierwelt! Ich erinnere mich noch des Falls, daß ein Elephant, der in einer Stadt in meiner Heimat sich weigerte, in seinen Stall zu gehen, und durch energisches Hinausstrecken des Hinterfußes das Verschließen der Thüre verhinderte, den brutalen Ukas des höchsten Polizeibeamten veranlaßte: Innerhalb dreimal 24 Stunden habe das Insekt die Stadt zu verlassen. So etwas kommt hier nicht vor. Liebe erzeugt Liebe. Daß die Affen auch hier, wie bei uns, neidig und boshaft sind, ist natürlich.



Kinbama, 20. Juni. Heiliger Stephan, wie oft schmähen sie in deinem eigenen Vaterlande dich, dich, den Begründer des Weltpostvereins, — die Nörgler und Allesbekrittler! Das Porto sei zu hoch, die Telegraphengebühren unerschwinglich, die Telegraphenverbindungen ungenügend und weiß Gott, was alles!

Geht einmal hinaus in die Welt und seht, wie Stephans Einrichtungen selbst im dunkelsten Afrika Nachahmung finden, ja, in gewisser Hinsicht noch übertroffen werden. Heute sah ich in dem weltverlorenen Neste, in dem ich mein Zelt nun aufgeschlagen, den ersten Landpostboten mit Giraffenpostkarren nach Stephanscher Art. Herrlich — wunderbar!

Wenn ich in meiner letzten Tagebuchnotiz anführte, daß unsere Herren Vettern (nach Darwin) boshaft und

neidig seien, so hatte ich hier ein brillantes Beispiel, aber zugleich auch einen Beweis von hoher Intelligenz. Die Affen werden nämlich hier, da es an Anwärtern fehlt, zu niedern Postdiensten verwendet. Auf meiner beigefügten Skizze amtet einer als Postbote. Lesen kann er freilich noch nicht, dafür muß der Menschenkutscher sorgen, aber desto flinker besorgt er Briefe und Pakete. Doch auch zum Lesen hofft man, wie ich hörte, die Affen zu bringen, wenn einmal die Schulen verbessert sind und man durch Wegfall der unnötigen Naturwissenschaften ꝛc. ꝛc. Zeit und Geld gewinnt für regelmäßige Affenschulen. Für das weibliche Geschlecht sollen sogar an einzelnen Orten schon welche vorhanden sein. Daß die Affen neidig und boshaft, ist auch hier deutlich zu erblicken, da einige Neidlinge der Art es nicht unterlassen können, sich an die Frackschöße des bediensteten Affen zu hängen, um ihn so von seinem allerdings etwas schwankenden Sitze herunterzureißen. Gerade wie bei uns. — Herab vom Sessel, damit ich mich darauf setzen kann!

Mambirma, 15. August. Wenn ich mich seither mehr mit dem hochinteressanten Tierleben Afrikas beschäftigt hatte, so wurde mir heute Gelegenheit, interessante Studien über das Leben und Treiben der Eingeborenen des herrlichen Landes zu machen. Die beifolgende Skizze gewährt einen Anblick in das Familienleben der braven Schwarzen. Es ist die Zeit, wo die von allen gebildeten Bewohnern Mambirmas sehnlichst erwartete Morgenzeitung — die unparteiische Tse-Tsefliege — ausgegeben wird. Wir befinden uns vor dem Hause des Gemeindevorstehers oder Bürgermeisters von Mambirma. Freilich ist so ein Bürgermeister ein gewaltigerer Herr als ein europäischer, und wäre es auch ein solcher einer freien Reichsstadt. Nicht ewig bevormundet durch einen hochwohlweisen, alles besserwissenwollenden Magistrat oder eine nörgelnde Stadtverordnetenversammlung, ist er ein unumschränkter Herrscher, und zwar ein lebenslänglicher. Er kann prügeln und foltern, hängen und köpfen lassen nach Belieben. Da ist Ruhe, da ist Ordnung in der Gemeinde! — Keiner murrt sich, es geht alles wie am Schnürchen. Da sitzt nun der Gewaltige in leichtem Kostüm bei seiner interessanten Lektüre und raucht seine geliebte Morgenpfeife vor seiner komfortablen Wohnung im traulichen Vereine mit seiner Familie. Seine Gemahlin, die wackere Hausfrau, reinigt in sparsamster Weise das gebrauchte Kaffeeservice. Der prächtige Stammhalter, welcher mit seinen herrlichen weißen Zähnen einen knusperigen Kipfel verarbeitet, sitzt zu den Füßen seines würdigen Papas, Arm in Arm mit dem Lieblingsschweine der Familie, welches verständnisinnig den Kurszettel der Zeitung zu betrachten scheint. Welch rührendes Bild! Auf dem Dache des Hauses sitzt, mit der Morgentoilette beschäftigt, der Hausaffe. Ja, der Bürgermeister hat einen ständigen Affen. Es kommt bei uns zwar auch zuweilen vor, daß ein Bürgermeister, ja selbst ein höherer Beamter im Besitze eines Affen ist. Wenn das aber einmal der Fall, dann skandalisiert sich groß und klein darüber, und gar einen ständigen — puh! — unmöglich! Hier aber findet kein Mensch etwas Besonderes daran. Das ist eben das Herrliche in Afrika — was ist dagegen unsere sogenannte Kultur? Schund — abgelebter — elender!

Über dem prächtigen, farbenreichen Bilde wölbt sich der ewig bleifarbene Himmel und die glühende Sonne sendet ihre Glutenstrahlen herab auf das gesegnete Land. Wer dafür nicht schwärmt, verdient ein Eskimo zu sein und Thran zu schlürfen in alle Ewigkeit.

Seltsamer Handel.

Von Wilhelm Fischer.

Ein Bauer in der gesegneten Tiefebene zwischen Weser und Aller hatte mehrmals Verdruß mit seinem adeligen Gutsnachbarn gehabt — das war traurig. Endlich verklagte er denselben, um ihn zu ärgern, wegen einigen Ruten streitigen Landes, und das war dumm. Denn selbst wenn er den Rechtshandel gewonnen hätte, so wäre das Sumpfloch die Aufregung und Verfeindung nicht wert gewesen; nun verlor er ihn aber, und hatte zu allem übrigen Schaden den Ärger obendrein. Um ihn zu vertrinken, ging er vom Gerichte geradeswegs ins nächste Wirtshaus, in den Ratskeller. Da saß unter andern Gästen auch ein geriebener Geschäftsmann, allzeit und allerorten auf seinen Vorteil bedacht, weit und breit mit Land und Leuten und Verhältnissen wohlbekannt, der nachts selten träumte und bei Tage nie, sondern seine schlauen Augen immer weit offen hielt. So sprach er auch jetzt, als er die knochige Gestalt in dem langschößigen weißen Linnenrock und der vielknöpfigen Weste eintreten sah, alsbald bei sich selbst: „Ist das nicht der Kolon Georg Lütgemeyer Nr. 7 von Namensen, mißtrauisch und zäh, wie die meisten, doch etwas dumm dazu? Wie oft hab' ich ihn schon übers Ohr gehauen, ohne daß er etwas gemerkt! Hat er nicht einen schönen Hof, unter Brüdern achttausend Thaler wert, und fast schuldenfrei. Eine wackere Frau dazu, die auch noch erbt, und vier gesunde Kinder, darunter drei starke Buben? Warum macht er denn

heut ein Gesicht, als hätt' er einen Topf voller Mäuse gefressen? — Aber er kommt vom Gericht — da steckt's! Was hat er da gehabt? Warum weiß ich das nicht? Ich sollt's wissen! Ich werd' alt, ich werd' schläfrig." Nun, Versäumtes soll man nachholen; er spitzte die Ohren, und nicht umsonst. Denn als der Kellerwirt dem Ankömmling eigenhändig ein Glas schäumenden Biers brachte und dabei fragte: „Wie geht's, wie steht's?" da platzte der grimmige Kolon aus: „Nach Amerika geht's, wenn man mir hier noch länger so mitspielt! Da schießt man die Hirsche einfach tot, wenn sie ins Korn treten; da giebt's keine Junker; da ist der Bauer Herr." So machte er seinem Herzen weiter Luft, und fand einen aufmerksamen Zuhörer, obgleich der Wirt ab- und zugehen mußte; denn der Geschäftsmann war alsbald mit höflichem Gruße nähergerückt und half gelegentlich durch ein paar geschickte Fragen nach. Viel Sprechen macht trocken im Halse: der Bauer wollte sein drittes Glas bestellen, da legte sein Freund ihm die Hand auf den Arm: „Laßt das Geschlemp aus dem Magen, wir trinken ein Glas Wein zusammen, ich zahl'! — Herr Wirt, eine Flasche Schato!" Der Wein kam, und echter Château Margaux war's, wenn man der Aufschrift trauen durfte; gut schmeckte er jedenfalls. „Ein feines Tröpfchen!" meinte der Geschäftsmann, nachdem er genippt; „— und billig!" grinste der Bauer, und lachte selbst über seinen Witz, doch nicht so laut, wie sein Freund, der ihm sofort wieder einschenkte und in allen seinen Klagen und Behauptungen Recht gab. „Ja, Lütgemeyer, ich muß Euch beistimmen: für Euch wäre drüben etwas zu machen. Es ist ein glorreich Land für Leute wie Ihr seid. Wer bar Geld mitbringt, wer selbst arbeiten kann und will — und das thut Ihr, ich weiß es, wir kennen uns ja schon lang, man braucht auch nur Eure Hände anzusehen, wer solche Hilfe an der eigenen Familie hat, Eure Jungen wachsen ja schon heran, dem kann's nicht fehlen. Trinkt doch, es giebt noch mehr im Keller. Ihr thut mir wirklich leid, bei solcher Nachbarschaft; Ihr seid zu gut, zu nachgiebig. Und jetzt, wo Ihr einmal habt durchgreifen wollen — nun, ich will nichts gesagt haben, aber es geht oft sonderbar zu in der Welt." Solche Teilnahme that dem grimmigen Kolon wohl, solche Worte gingen ihm glatt ein, und der rote Wein nicht minder; auch die folgende Bemerkung noch: „Wenn's Euch wirklich ernst ist, ich wüßt' Euch am End' einen Käufer." Aber als der gute Freund nun fortfuhr: „Was sagt Ihr zu achtzehntausend Mark?" da richtete sich Georg Lütgemeyer doch in die Höhe und rief: „Hoho! Ihr seid gescheit!" — „Nun, nun, aus Fordern und Bieten entsteht der Handel," begütigte ihn der Geschäftsmann; „es ist ein unverächtlich Gebot, und bar auf den Tisch, bedenkt das! Was verlangt Ihr denn? Heraus mit der Sprach'!" — „Ich hab's mir noch nicht so genau überlegt, ich bin überhaupt noch nicht entschlossen; man schwätzt wohl einmal in der Hitze ein Wort — und jetzt muß ich heim." „Heim? Was fällt Euch ein? Zum Essen kommt Ihr doch zu spät; Ihr seid nun einmal mein Gast — Herr Wirt, die Speisekarte und noch eine Flasch'!" — Die Kellerwirtin kocht gut, das merkte der ehrliche Lütgemeyer, wenn er's nicht schon vorher wußte; er aß und trank und trank und aß, und sprach wenig und hörte geduldig zu, während sein Freund wenig trank und eifrig schwätzte, auch allmählich mit dem Gebote in die Höhe ging und endlich rief: „Zwanzigtausend! dafür nehm' ich den Hof mit allem Zubehör, wie er liegt und steht, und zahle bar! Was sagt Ihr nun?"

Der weinselige Kolon schien mürbe zu werden in jener milden Stimmung, die durch gut Essen und Trinken erzeugt wird, aber ganz besiegt war er noch nicht: „Ich hab' so schöne Küh'," murmelte er, „so prächtige italienische Legehühner —"

„Ich weiß," fiel sein Freund ein, „es ist wahr, Ihr versteht Euch darauf, und ich will ein übriges thun: für jedes lebende Stück Vieh zahl' ich extra zehn Mark! Was sagt Ihr nun?"

„Ich sag' Ja!" sprach der Bauer. Diese schmeichelhafte Anerkennung seiner guten Zucht war wohl zu mächtig für ihn.

„Dann wollen wir's gleich schriftlich machen," meinte der Geschäftsmann munter, und setzte sich an einem Nebentische zum Schreiben zurecht, obgleich Lütgemeyer sagte: „Das eilt ja nicht."

„Frische Fische, gute Fische! Ich bin bald fertig — macht derweil die Flasche vollends leer. Wie viel Reugeld sollen wir festsetzen, wenn's einem von uns beiden leid wird?"

„Mir wird's nicht leid. Was ich einmal gesagt hab', das hab' ich gesagt. Zwanzigtausend Mark und noch zehn Mark für jedes lebende Stück Vieh, und bar."

„Ganz recht. Es ist nur der Ordnung wegen. Sollen wir schreiben tausend Mark Reugeld?"

„Meinetwegen!" So ward es denn geschrieben und unterschrieben, und dann berichtigte der eilige Geschäftsmann die Zeche, spannte sein Wägelchen an, und ohne Zögern fuhren sie hinaus nach Namensen. Der Kolon schlief ein wenig unterwegs, sein Freund nicht.

Da lag das stattliche Haus, breit und lang, die Giebelseite mit schweren Dachpfannen gepanzert, nach niedersächsischem Brauch Menschen und Tiere friedlich unter einem Dache beherbergend. Sie stiegen ab, sie schritten, an dem hochaufgestapelten Holzhaufen vorbei, durch das mächtige Thor in die große Diele hinein. Rechts und links muhten die glatten Kühe; sie wurden gezählt, auch die paar Pferde und Schweine nicht vergessen, noch das junge Kälblein, und der Käufer frohlockte innerlich, da schritt der Kolon durch eine Seitenthüre in den Garten hinaus. „Wohin?" rief der Geschäftsmann, „habt Ihr Schlauberger am Ende noch Kaninchen?"

„Das nicht," antwortete Lütgemeyer schmunzelnd, „aber seht 'mal hier!" Durch die Reihe der Obstbäume

„Zählen können wir die lieben Tierlein nicht gut."

und Gesträucher hindurch führte er den Erstaunten zu einem — Bienenstande!

„Zählen können wir die lieben Tierlein nicht gut, aber ich bin mit einer mäßigen Schätzung zufrieden — wieviel mögen ihrer sein?"

Der seltsame Handel wurde rückgängig gemacht, und wer tausend Mark Reugeld zahlen mußte, war der Geschäftsmann. Diesmal hatte er an dem dummen Lütgemeyer seinen Meister gefunden. Denn: „Dumm samer, aber pfiffig samer aa!" sagen die Bauern im Westrich, und das gilt auch von ihren Brüdern in andern Gegenden zuweilen.

Das Erste deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

Einen neuen Wohlthäter hat das Reichswaisenhaus in dem am 26. Februar 1891 zu Maikammer in der Rheinpfalz verstorbenen Eugen Spies zu verehren. Derselbe hinterließ sein ganzes über dreißigtausend Mark betragendes Vermögen unserer Anstalt. Geboren im Jahre 1863, erreichte er nur ein Alter von 27 Jahren. Das Leben hat ihm, obwohl er Not und Sorge nicht kennen gelernt, doch wenig Glück gebracht. Früh, noch ein Kind, verlor er die Mutter und mit achtzehn Jahren auch den Vater. Er hatte Chemie studiert, lebte aber sehr zurückgezogen in seiner Heimat, in den letzten Jahren

✻ Eugen Spies.

seines Lebens meist leidend. Seine Mitmenschen nannten ihn einen Sonderling, seine Verschlossenheit ließ sie nicht erkennen, welch ein warmes Herz für die Menschheit er im Busen trug. Man darf wohl annehmen, daß ihm, der früh die Mutterliebe hatte entbehren müssen, das Los der Waisenkinder als besonders bemitleidenswert erschien. Von der Ahnung eines frühen Todes ergriffen, errichtete er daher schon im Jahre 1889 das Testament zugunsten des Reichswaisenhauses, damit klar beweisend, daß ihn Unglück und Krankheit nicht verbittert, daß die echte, warme Menschenliebe über sie wie über den Tod zu triumphieren vermag. Sein Gedächtnis wird dauern und sein Beispiel hoffentlich Nachfolger erwecken. Nach wie vor bedarf das Reichswaisenhaus der regen Unterstützung des deutschen Volkes. Steht es aber einmal fest begründet da, so wird es das schönste Denkmal der wiedergewonnenen Einheit Deutschlands sein.

Reichswaisenhaus-Rechnung

für das Jahr 1890. (Auszug.)

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1890 . .	ℳ	2257.38
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	„	9868.57
Verpflegungsbeiträge	„	3196.07
Beim „Hinkenden Boten" ꝛc. eingegangen	„	2991.94
Von der Generalfechtschule eingezahlt .	„	11703.92
Sonstige Einnahmen	„	1224.31
Summa aller Einnahmen	ℳ	31242.19

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln ꝛc. . . .	ℳ	1735.69

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	ℳ	100.70
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne . .	„	3490.35
Für Gebäude und Hauseinrichtung . .	„	1190.28
Für Bekleidung	„	2078.36
„ Heizung und Beleuchtung	„	679.50
„ Lebensmittel	„	8818.34
Aufwand für Haustiere	„	606.86
Sonstiger Anstaltsaufwand	„	614.03
C. Grundstocks-Ausgaben . .	„	10622.42
Summa aller Ausgaben	ℳ	29936.53
Kassenvorrat am 31. Dezember 1890	„	1305.66
Summa	ℳ	31242.19

An zinstragenden Kapitalien sind bis heute angelegt:

a) in Wertpapieren bei der Reichshauptbank	ℳ	204958.91
b) bei der Sparkasse Lahr	„	1843.33
c) „ „ Lahrer Gewerbebank, E. G.	„	5200.—
d) Hypothekarische Anlagen	„	56600.—
Summa	ℳ	268602.24

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1890: 69 Zöglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 8; es gingen ab im Laufe des Jahres 12, so daß sich am Jahresschluß noch 65 Knaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 17, Elsaß-Lothringen 4, Großh. Hessen 3, Pfalz 3, Altbayern 4, Württemberg 1, Provinz Brandenburg 4, Pommern 2, Provinz Sachsen 3, Hannover 2, Hessen-Nassau 2, Rheinprovinz 6, Schleswig-Holstein 1, Westfalen 1, Schlesien 1, Königreich Sachsen 6, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Koburg-Gotha 1 und Hamburg 1.

Auf Ostern haben wieder 12 Knaben nach Vollendung ihres schulpflichtigen Alters das Haus verlassen, um Lehrstellen anzutreten, die ihnen, entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten, von der Verwaltung des Hauses unter freundlicher Mithilfe von Fechtgenossen verschafft worden sind. Mögen sie alle nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und brave Männer werden, damit sie dereinst der Stätte zur Ehre gereichen, die ihnen zur Zeit ihrer Hilflosigkeit eine Heimat wurde! Mögen sie alle auch derjenigen nicht vergessen, die ihnen durch unermüdliches Streben diese Heimat schufen!

Lahr, 1. Mai 1891.

Die Verrechnung des I. deutschen Reichswaisenhauses.

Albert Guth.

BLB Karlsruhe